Burgei

oder

Die drei Wünsche.

Zeitbild

von

Josef Rank.

Wien.
Herm. Markgraf.
1865.

Gegen Dramatisirung dieses Stoffes wird Verwahrung eingelegt.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Einleitung.

Das Frühjahr hatte lange auf sich warten lassen. Erst mit dem zweiten Mai warf die Sonne ihre Nebelhüllen ab, die Winde, Süd-Süd-Ost haltend, wurden milder und binnen Kurzem waren die Wiesen in Teppiche verwandelt, die Bäume in schattige Hallen und kein Plätzchen am Rain oder Berghang war so arm, daß es nicht seine Königskerze, seine gelbe Resede, seine Wolfsmilch, seine Haberrose und Rauke (sisyrbrium) an die Brust zu stecken hatte.

Dort hinter dem stattlichen Pachthof am Berghang hatte die Natur, geschützt vor Winden und der Sonne, unverkürzt sich freuend, in wenigen Tagen Wunder gethan. Im Forellenbach, der aus dem Waldesdunkel kommt und durch die Pachthofwiese eilt, spiegelten sich bald der Ehrenpreis, der Hahnenfuß, der Geisbart, das

Vergißmeinnicht; den zwölften Mai, gegen fünf Uhr Nachmittags, erschien zwischen anderen Blümchen auch das blühende Gesicht eines Kindes in den Wellen und die Augen des Originals und Bildes starrten sich froh-verwundert an.

Zum Glück erklang jetzt eine Stimme, die das Kind bei Namen rief; es war der Klang einer Mutterstimme, welche ihre Wirkung nie verfehlt. Schnell richtete das Kind sich auf und als es sich entdeckt sah, zappelte es mit Händen und Füßen, schien sich wehren zu wollen und sah doch selig lachend nach der näher kommenden Mutter! Milde warnend vor dem lockenden Wasser faßte diese ihr Knäblein an der Hand und hob es auf die Arme, wobei der ganze Widerstand sich dahin löste, daß das Kind die Fäustchen voll ausgeraufter Blumen zeigte und mit beiden Armen dann den Hals der Mutter umfing. Diese klopfte freundlich den Rücken des Kindes und blickte forschend über das an ihrem Halse ruhende Lockenhaupt in die Ferne — nach dem Farrenhage hin, wo ihr Mann, der Pächter Lotfahr, die Frühlingsarbeit leitete.

Wie sie gewahrte, bekam ihr Mann so eben den Besuch zweier Reiter, die den vielgewundenen Schloßweg herabgeritten waren; der eine derselben war Junker Otto v. Starrenberg, der zweite dessen gefürchteter Schloßamt-

mann. Der Junker saß auf einem stolzen, kurz und tactmäßig ausgreifenden Rappen, dessen scharlachrothe Satteldecke effectvoll in die Ferne wirkte; den Amtmann Beiwart trug ein schweres üppiges Schlachtroß, wie man sie in Tagen des Ritterthums zu halten pflegte.

Von dem Felde, dessen Kleesaat eben gewalzt wurde, hielten die Reiter ihre Pferde an und der Pächter, dies gewahrend, kam ihnen respectvoll grüßend bis an den Rain entgegen. Nun schien es aber, daß der Junker mehr als flüchtige Worte mit dem Pächter zu wechseln hatte; er stieg ab, übergab die Zügel des Pferdes seinem Amtmann und, vertraulich wie man ihn noch nie gesehen, nahm er den Pächter an dem Arm und ging mit ihm feldein, die Richtung nach der Pachthofwiese. . .

Das war ein neues Zeichen des Vertrauens. Was hatte der Junker vor? Was machte ihn jüngster Zeit so gar geschäftig mit dem Pächter?

Verwundert, wahrscheinlich dieselbe Frage stellend, legte die Pächterin die flache Hand über das Auge und prüfte, ob sie wirklich sehe, was sie sah? Ein Gefühl, halb Sorge, halb Genügen, bewegte sie und nahm sie ganz in Anspruch; sonst hätte sie wohl den Wanderer gewahrt, der ihr zur Linken den Steg des Baches überschritt und schon ganz nahe kam.

Es war ein Wandermönch. In der Rechten führte er einen Knotenstock, in der Linken eine Ledertasche.

Gang, Geberden, Mienen stimmten mit der Kutte, die der Wanderer trug; nicht so das Auge, der Blick. Ihr wildes Feuer umkreis'te die schönen kräftigen Formen der Pächterin, die um so plastischer hervortraten, als sie, das Kind auf dem Arm und die rechte Hand über'm Auge, sich etwas zurückbog, um bequemer in die Ferne zu sehen.

Hätte das Kindlein den Mönch nicht entdeckt und betroffen eine Bewegung gemacht, derselbe wäre jetzt stehen geblieben, um den seltenen Anblick noch länger zu genießen; die Bewegung des Kindes veranlaßte die Mutter seitwärts zu blicken und so kam der Wanderer demüthig näher, lächelte und sagte, die Augen niederschlagend:

„Den Herrn zum Gruß!"

„Viel Dank, Herr Pater," erwiederte die Pächterin und trat bei Seite, um den Mönch vorüber zu lassen.

Dieser schien aber keine Eile zu haben. Er hielt inne, zog aus seinem Aermel ein Heiligenbildchen und reichte es dem furchtsam blickenden Kinde. „Da, mein Liebes, der Himmel segne Dich!" fügte er mit sanfter, salbungsvoller Stimme hinzu.

Die Gabe beschwichtigte das Kind und erbaute die Mutter. „Dankst du nicht?" sagte diese leicht erröthend

zum Kinde; und zum Mönche gewendet fuhr sie fort „O, gar zu viel Güte, Herr Pater!“

„Nicht doch, nicht doch; besonders da ich ja auch ein Anliegen hätte, vielliebe Frau.“

„O was, ehrwürdiger Herr?“

„Seid Ihr die Pächterin des Hofes?“

„Die bin ich. Was steht zu Diensten?“

„Mein Weg war lang; ich bin ermüdet und fühle Durst. Kann ich im Pachthof etwas ruhen; einen Becher Milch erhalten?“

„Von Herzen gern. Ich bitte mitzukommen!“

Freude leuchtete aus dem großen, dunklen, unsäglich schönen Auge der Pächterin; sie bat den frommen Wanderer voranzugehen, um nur schnell zu finden, was er suche; er aber zog es vor, an der Seite der Pächterin zu gehen und im Gespräche, wenn es unbemerkt geschehen konnte, unheimlich leuchtende Blicke nach der wunderbar geformten, weißen Stirn und den langen schwarzen Wimpern derselben zu werfen . . .

Während der Mönch an der Seite der Pächterin dem Pachthofe zuging, vollendete der Junker drüben seine Unterredung mit Kilian Lotfahr. Der Gegenstand, welcher verhandelt wurde, mußte dem Letzteren ehrenvoll, aber auch nicht ganz gelegen erscheinen; denn als der Junker, ihm die Hand hinreichend und schmeichelhaft grüßend nach

der Straße einbog, wo der Amtmann mit seinem Pferde hielt, dankte der Pächter mit gezogenem Hute durch eine langandauernde Verbeugung und ging dann langsam und nachdenklichen Sinnes seinem Pachthof zu. Das Lächeln seines Mundes sprach respectvollen Dank aus, während der Ernst der Stirne sich mit allerlei Gedanken trug.

„Fünf Wochen fort," sagte er bedenklich vor sich hin, „viel Zeit für mein Geschäft." Doch schien er diesen Schatten schnell verscheuchen zu wollen, indem er hinzufügte: „Der Junker will es, so gescheh's auch willig!"

Er hob das Auge, sah den schönen Pachthof an, den ihm der Junker überlassen und sein Herz war wieder froh.

„Ich werde wissen, wie wohl es sich hier wohnt, wenn ich gezwungen bin, auch einmal fern zu sein!"

Mit diesem Troste schritt er weiter.

Und es geschah, daß um dieselbe Zeit im Pachthof Jemand dachte: „Wie wohl's hier Einem werden könnte!" Es war der Mönch, der also dachte. Er saß im großen reinlichen Vorhof neben der Thüre, während die Pächterin ihm Milch und Brod vorsetzte und Butter und Honig hinzugesellte.

„Ihr müßt auch sitzen, liebe Frau," sagte der Mönch, „es ist des Guten schon zu viel!"

Die Pächterin nahm ihr Kindlein wieder auf den Arm und stellte sich in bescheidener Ferne von dem Tisch; es schicke sich nicht, dem frommen Mann so nah zu bleiben, dachte sie.

„Nun eßt! Nun trinkt, ehrwürdiger Herr!" sagte sie laut.

„Nicht eher, als bis ich auch mit einer Gabe diene!" erwiederte der Mönch.

Mit diesen Worten öffnete er seinen Handsack und nahm kleine Päckchen Papier heraus, die er auf den Tisch hinlegte und erklärte:

„Hier ein Kräutlein, dreimal geweiht, dem kranken Rind über die Raufe zu hängen; vertreibt zwischen Abend- und Morgenläuten jegliche Krankheit und Seuche!"

„Ei, ehrwürdiger Pater, wie soll ich danken?"

„Hier ein Amulet, dem Kindlein umzuhängen, hält Versuchung und Anfechtung ab und fördert Wachsthum."

„Für Dich, mein Kind," sagte die Pächterin und küßte ihr Kleines auf dem Arme.

„Hier Feuerkraut, gewachsen an heißer Felswand, wo giftige Nattern in der Sonne liegen; drei Tage im Weihbrunn gelegen und gesegnet, löscht augenblicklich jeden Brand in Haus und Scheuer!"

„Dank, o Dank, ehrwürdiger Herr!"

„Und hier — das Beste, vielliebe Frau. Da ist Samen von Natternkraut und Erdrauch, vom Segen neu geweihter Priester dreimal beglückt; unter eine hundertjährige Eiche gestreut und dies gedruckte Gebetlein gemurmelt, glückt jedes Unternehmen, wird eine Reise ohne Unfall unternommen, gehen alle stillen Wünsche in Erfüllung. . . Die Kreise, die man dabei zieht, bannen alle bösen Geister und machen sie unschädlich für Alle, die wir lieben.“

„Wie soll ich das vergelten?“ sagte die Pächterin; ihr schönes Auge leuchtete.

„Ihr habt's vergolten,“ erwiederte der Mönch, trank noch einmal von der Milch und erhob sich. „Ich habe Eile und muß wieder weiter,“ fuhr er fort. „Lebt wohl, vielliebe Frau! Allen Segen über Euch und Eure Kinder!“

„Und Ihr habt fast nichts genossen!“ rief die Pächterin fast betrübt.

„Genug für einen Wandersmann, wie ich, der Enthaltsamkeit gelobt!“ Er reichte der Pächterin die Hand und drückte sie kräftiger, als für einen frommen Mann sich schickte. „Lebt wohl!“ sagte er noch einmal und schien nicht leichten Herzens von dem Anblick der schönen Frau zu scheiden. . .

Als die Pächterin den Mönch hinter der Umfas-

fungsmauer des Hofes verschwinden sah, war ihr Erstes daß sie ihr Kindlein auf die Wandbank stellte, das Amulet an einem Bändchen befestigte und es ihrem Kindlein um den Hals hing.

„Es hält Versuchung und Anfechtung ab und fördert Wachsthum!“ wiederholte sie getreulich die Worte des Mönchs. „Das ist für Dich, mein Kind!“

Dann nahm sie das Kräutlein für krankes Rind und hing es der braunen Käthe über die Raufe; denn die Kuh hatte sich heute nicht wie gewöhnlich ihr Futter schmecken lassen.

Das Päckchen Feuerkraut litt es nicht lange in ihrer Hand; sie steckte es eilig und durchschauert in einen Mauerspalt. „Möcht' ich Dich niemals nöthig haben!“ rief sie.

Dagegen erfüllte sie ein Blick auf das vierte Päckchen mit wundersamer Empfindung. Das war ja ein Mittel für jede wichtige Stunde des Lebens. Wie von selbst ergab sich der Ort, wo sie Kreise ziehen, beten konnte in bedrängter Lage. Die hundertjährige Eiche da drüben — ein Blick durch das Fenster zeigte sie ihr — bezeichnete deutlich die Stelle. An dieser Eiche — vielmehr in einer Höhlung derselben — hatte früher ein Muttergottesbild gehangen, es war der Zufluchtsort so manchen bedrängten Herzens und auch oft der Pächterin gewesen. Dort

wollte sie die geweihten Samenkörner streuen, wenn je eine bedrängnißvolle Stunde sie heimsuchen sollte. .

„Brigitte!“ unterbrach hier eine Stimme ihr Sinnen.

„Kilian! sagte die Pächterin, die Stimme ihres Mannes erkennend; sie versteckte unwillkürlich die Gabe des Mönches.

„Brigitte,“ sagte Lotfahr nachdenklich: „Der Junker hat mich eben aufgesucht. Er hat ein wichtiges Geschäft abzumachen. Ich soll für ihn verreisen.“

„Verreisen? Für lange?“ fragte Brigitte betroffen.

„Es kann fünf Wochen in Anspruch nehmen. . . . Der Auftrag ist ehrenvoll,“ setzte Lotfahr hinzu, da er die betroffene Miene seiner Hausfrau sah. „Der Junker hat ein Rittergut im Auge, er möchte den Kauf beeilen, ich soll ihm, wie er sagt, die Freude machen und das Gut bereisen.“

„Wann sollst Du fort?“ fragte Brigitte.

„Noch heute. . .“ erwiederte Lotfahr, stützte beide Hände auf das Fensterbrett und blickte unbeweglich, als suche er was, in die Ferne.

„Noch heute?“ wiederholte die Pächterin — „Und nichts ist vorbereitet für die Reise!“

Dieser Gedanke ließ sie nicht lange ihren Empfindungen nachhängen. Sie begann sogleich an Wäsche und Kleidungsstücken herbeizuschaffen, was zur Reise nöthig

war und musterte in Gedanken das Geflügel, welches sie dem Mann als duftige Braten zubereiten und als Stärkung auf den Weg mitgeben wollte.

Plötzlich aber hielt sie inne und sagte zum Pächter, der im Begriffe war, hinauszugehen und im Hofe Aufträge zu geben:

„Da siehst Du ja den Remi nicht mehr, der morgen kommt!“

„Wir müssen uns begegnen,“ erwiederte Lotfahr: „Er kommt den Weg, den ich gehe.“

Bei diesen Worten machte er eine dankende Neigung mit dem Kopfe, indem er einen Gruß erwiederte, welcher ihm draußen von Otfried, dem vorüberfahrenden Sohne des Schloßamtmannes, geboten wurde.

Der Blick durch das Fenster machte ihn zugleich auf einen andern Gegenstand aufmerksam, der ihm ein vergnügtes Lächeln ablockte und ihn veranlaßte, seine Hausfrau zu rufen.

„Brigitte!“ sagte er: „Da seh' nur wieder hin!“

Es war ein anmuthiges Bild, wie bald darauf die schöne Pächterin neben ihrem Manne stand, die linke Hand auf seine Schulter legte und gleich ihm erheitert durch das Fenster blickte.

Drüben auf der Pachtwiese war ein Mädchen, den Strohhut statt eines Netzes in der Hand, in voller Jagd

nach einem Schmetterling, der im Zickzack, bald höher bald niedriger fliegend, eine große Gewandtheit im Entschlüpfen zeigte. Das dunkle Lockenhaar und das leichte Kleid des Mädchens flatterten wild im Winde und nach jedem Entschlüpfen des gelben Sommervogels schien die Begierde der Jagd zu wachsen. Leicht, toll und doch graziös waren die fliegenden Bewegungen der zwischen Kind und Jungfrau schwankenden Erscheinung nnd wer nur einen Blick auf sie gerichtet, konnte nicht leicht das Auge wieder von ihr wenden.

Lotfahr und Brigitte brachen jetzt in ein heiteres Lachen aus, indem der Schmetterling plötzlich pfeilschnell sich in die Luft emporschwang und ihr wildes Töchterlein Burgei, zum Fang ausholend und im selben Momente arg enttäuscht, wie versteinert stehen blieb.

Es war indessen nicht das plötzliche Entkommen des Sommervogels, was die junge Jägerin in eine reizende Bildsäule verwandelte. . . dort drüben auf dem Fahrweg hatte der Wagen mit dem Sohne des Schloßamtmanns gehalten und dieser, munterer und beglückter Zeuge der reizenden Jagd, war von Burgei soeben entdeckt worden . . . Der freundliche Gruß des Zeugen wurde nur durch eine höhere Gluth der Wangen erwiedert — und erst als der Wagen weiter rollte, kam nach und nach

wieder Leben in das versteinerte Bild jungfräulichen Schreckens. . .

* * *

„Burgei!" rief in diesem Augenblicke eine jugendliche Männerstimme und ein munterer Studiosus schwang seine Kappe grüßend von der Straße herüber.

Burgei erkannte ihren heimkehrenden Bruder und ihre ganze Lebhaftigkeit war wieder da.

„Remi, schon heute kommst Du?" rief sie und eilte der Straße zu.

„Das nennt man das kurze Verfahren," sagte Remi und reichte der Schwester die Hand: „Ein paar Collegien nehmen es nicht übel, wenn man sie um der Heimath willen versäumt!"

„Die Freude der Mutter! Die Verwunderung des Vaters!" sagte Burgei und wollte dem Bruder das Ränzlein abnehmen.

„Laß, laß," wehrte Remi: „Das stünd' einem Studiosus wohl an, sein leicht Gepäck von einem Mädchen tragen zu lassen! Find' ich Alles wohl zu Hause?"

„Gott sei Dank!" sagte Burgei und trug dem Bruder wenigstens das Käppchen, welches derselbe nicht mehr aufsetzen wollte.

Remi blickte mit jenem Behagen um sich, das uns

erfüllt, wenn wir nach langem Fernsein die Heimath wieder betreten und sagte:

„Wo arbeiten unsere Leute heute?"

„Am Farrenhage — sieh!" erwiederte Burgei und zeigte nach der Richtung; aber ihr Finger zuckte betroffen zurück, indem er zufällig auf einen Punkt des Farrenhages traf, wo der Junker, von einem Mönch begleitet, langsam nach dem Schlosse zurückritt.

„Ich sehe den Vater nicht unter den Leuten," sagte Remi, die Arbeiter auf dem Felde musternd.

„Er ist schon eine gute Weile heim, der Junker ist bei ihm gewesen," sagte Burgei, mit unheimlicher Empfindung die rothe Satteldecke betrachtend.

„Ist es wahr, daß er dem Vater den Pacht auf zehn Jahre verlängert?" fragte Remi.

„Ja — und den Pachtschilling vermindert," erwiederte Burgei zerstreut.

„Das ist viel auf einmal. Man sagt ihm nicht viel Gutes nach . . . Ah, der Tobias! Der treue, lustige Junge!" unterbrach sich Remi und blickte links einen Hügel hinauf, wo hinter einer Schafheerde, die in eiliger Geschäftigkeit weidend erschien, ein schlanker Schäfer folgte und auf einer Clarinette ein helles Lied für sich blies.

Remi und Burgei brachen in heiteres Lachen aus,

als Tobias, den heimkehrenden Remi gewahrend, sein Lied mit einem, nur der Clarinette eigenen gellenden Tone unterbrach und grüßend seinen breitschirmigen Hut ein über das andere Mal schwenkte.

„Das ist die treueste Seele unseres Hauses,“ sagte Remi: „den muß der Vater noch einmal zu Ehren und Würden bringen! . . “ Sie dankten dem Schäfer und eilten dem Pachthof zu.

* * *

Willkommen und Abschied! Kommen und Gehen! Wie bleibt ihr euch treu in diesen Wandertagen des Lebens!

Während der Sohn Remi durch seine Heimkehr überraschte, rüstete Vater Lotfahr zur Wanderung in die Ferne. Die frohen Rufe, die glänzenden Blicke der Begrüßung fielen beinahe mit dem ersten Lebewohl und dem trüben Blicke des Abschied's zusammen.

Kaum eine Stunde war verflossen, als der heimgekehrte Sohn im Vereine mit der Mutter und Schwester dem scheidenden Vater das Geleite bis an die Markung des Pachthofes gab.

Seit Kilian Lotfahr auf dem Pachthof lebte — und das war so ziemlich der größte Theil seines Lebens — hatte er keine Reise in solche Entfernung und von solcher Dauer unternommen. Das Besuchen des nächsten Städtchens, der umliegenden Märkte, war bisher das Ziel sei-

ner Wanderungen gewesen; soferne mußte freilich die heutige Reise in den Augen der Pächterfamilie eine besondere Bedeutung haben.

Wehmüthig schweigsam ging die schöne Pächterin neben ihrem Manne her und blickte ihn nur mit ihrem großen seelenvollen Auge an, wenn er seine Worte an sie richtete. Burgei suchte durch lebhafte Geberden und freundliche Geschäftigkeit sich dem scheidenden Vater bemerkbar zu machen; sie entlockte ihm öfter ein Lächeln, indem sie ihm, seine Last zu erleichtern, bald den schweren Wanderstock, bald den Mantel abnehmen und eine Strecke tragen wollte.

Mit dem Sohne Remi führte der Pächter zumeist die Unterhaltung. Er ließ sich über dessen Schule und letzte Erlebnisse berichten und sagte dann:

„Es trifft sich recht, daß Du heute schon da bist. Ich sehe Dich noch und Du kannst der Mutter die Aufsicht erleichtern. Nimm Dir den Tobias zu Hilfe, der ist die Treue selbst und kennt die Geschäfte. Wenn ich wieder komme, soll er zum Aufseher avanciren!"

Remi blickte die Schwester lächelnd an und nickte ihr zu, daß in Erfüllung gehe, was er vor einer Stunde als Wunsch geäußert . . .

Nun war man an der Markung angekommen und Lotfahr blieb stehen, um noch einmal Lebewohl zu sagen.

„Behüt' Dich Gott!" sagte er zu seinem Weibe und reichte ihr die Hand; aber Brigitte sah ihn mit ihrem wundervollen Auge schweigend an und erwiederte nichts.

„Hast Du was Besonderes auf dem Herzen?" fragte Lotfahr, dies gewahrend.

„Leb' wohl — komm' bald und wohlbehalten wieder!" sagte Brigitte, wie aus tiefem Nachdenken erwachend. Ihre Augen wurden trübe.

„Ich werde wieder da sein, eh' wir's denken," sagte Lotfahr, den Abschied beendend —: „Noch einmal, Remi, sei Deiner Mutter zur Hand — und Du, liebe Burgei, sei immer recht munter, es ist nichts zu betrauern, wenn man einmal einige Wochen die Welt sehen muß!"

Diesen männlich gesprochenen Worten folgte ein wiederholtes Nicken mit dem Kopfe — und Lotfahr ging mit kräftigen Schritten weiter und verlor sich bald im Schatten des nahen Waldes . . . .

Leb' wohl — komm' bald und wohlbehalten wieder — wie können Abschiedsworte einfacher lauten? . . . Und dennoch war es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen . . . Das ahnte freilich die Pächterin nicht, indem sie obige Worte sprach; der leichte Schatten der Wehmuth in dem schönen Auge, auf der schönen Stirne, konnte zwar als Vorzeichen eines tragischen Schicksals gelten — wer aber deutet solche Zeichen gleich auf's

Schlimmste? War ein solcher Schatten doch natürlich im Augenblicke des Scheidens von dem Manne . . . . Und Lotfahr? Wie stand's um ihn, indem er weiter ging? . . .

Die Wanderjahre sind nun angetreten
Und jeder Schritt des Wandrers ist bedenklich.
Zwar pflegt er nicht zu singen und zu beten;
Doch wendet er, sobald der Pfad verfänglich,
Den ernsten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
In's eigne Herz und in das Herz der Lieben.

Sinniger und würdiger ist die Wanderbestimmung Lotfahr's nicht zu bezeichnen als mit diesem Liede unseres großen Dichters . . . Lassen wir ihn des Weges ziehen, seine Aufgabe vollführen und, so Gott will, wohlbehalten wiederkehren. Für heute ist sein Ziel nur ein bescheidenes; — er will für morgen einen Vorsprung gewinnen, den Hesselbacher Wald passiren und, wenn ihn Nichts behindert, um zehn Uhr Nachts bei seinem Freund, dem Pächter Auhold in Dießwalden, um Nachtquartier anklopfen. Von den Elementen hat er nichts zu besorgen, obwohl ein Wolkenschleier das ganze Firmament bedeckt. Ist doch der Mond unter den Sternen und seine volle Scheibe sendet so viel milden Schimmer nieder, daß die Wege gut erkennbar sind . . . So leb' denn wohl, Du wackerer Wandersmann — komm' bald und wohlbehalten wieder . . .

W o h l b e h a l t e n w i e d e r . . . so klang es wie ein

Echo auch im Herzen der Brigitte wieder, die in später Abendstunde mit dem Geschenk des Mönches zu der Eiche kam, hier betete, geweihten Samen streute und sachte Kreise zog mit einem Stab von Haselnuß . . . Hatte ihr ja der fromme Mönch dazu gerathen — barg ein tiefes Hohl der Eiche ja den freilich kaum mehr sichtbaren Rest des so verehrten Muttergottesbildes — warum hier nicht ungesehen beten und wohlgemeinten Brauch vollziehen? . . .

Vor Gottes klarem Vaterauge — freilich da gilt des Herzens gute Meinung; — aber vor dem Auge der Menschen — unlauterer Menschen — gilt des Herzens Meinung wenig oder nichts, ja wird nicht selten mit Absicht mißverstanden und in wüstem Mißbrauch ausgebeutet.

Das stille Thun und Treiben der Pächterin hatte Zeugen; — lauernde, schadenfrohe Zeugen; — sie traten hinter einem Busche erst hervor, als die Wanderin den Baum verließ und sinnend nach dem Pachthof zurückkehrte . . . Der Mond — wie kummervoll erbleichend — schob den Vorhang einer Wolke flüchtig weg, um die Gruppe der Zeugen näher zu betrachten . . . Er sah den Junker von Starrenberg, den Schloßamtmann — und einen Dritten darunter, dessen Gesicht demjenigen des Mönchs von heute durchaus glich, nur fehlte der Gestalt das

Mönchsgewand. Die blasse Leuchte des Himmels schien zu erkennen, was in den Herzen dieser finstern Männergruppe vorging — sie zog den Wolkenvorhang sachte wieder vor und trübe Dämmerung herrschte ringsumher . . .

Ziehen auch wir für eine Weile den Schleier vor das Kommende, bis wir Muth gefaßt, eine That vor Augen zu führen, die lange Zeit ein schönes Stück des Vaterlandes mit Herzleid und Entsetzen erfüllte.

Etwas über hundert Jahre sind es her, daß diese That — sagen wir — dies Verbrechen begangen wurde. Es fiel in eine Zeit, wo Licht und Schatten im deutschen Geistesleben sich lebhafter zu bekämpfen begannen, unter dem Einfluß Leibnitz-Wolf'scher Philosophie die Periode deutscher Aufklärung anfing und am Himmel frischer Geistescultur, mehr oder weniger leuchtend, die Namen Reimarus, Mendelssohn, Lessing, Basedow, Engel und Andere erschienen, um auf das seltenste Gestirn: Immanuel Kant vorzubereiten; der große Frankfurter Poet hatte das Licht der Welt erblickt, auf dem Throne der Hohenzollern saß ein philosophischer König und ein liebenswürdiger Freigeist keimte in Josef, dem Erben der Kaiserkrone zu Wien . . . In diese Zeit des hellsten Lichts und tiefsten Schattens fiel, was wir in Folgendem vor Augen führen. Das Ereigniß trug auch

die Spuren dieses Doppelcharakters und gab, was uns in Zeiten der Finsterniß wie des Lichtes das Erhebendste bleibt, einem großen Herzen Gelegenheit, sich im schönsten Glanze zu offenbaren!

Möge dieser Umstand für die Schatten entschädigen, welche das Ereigniß begleiten . . . . Führe das Ereigniß nun selbst seine Sache!

I.

Ein Opfer der Leidenschaft.

Erstes Capitel.

Beim silbernen Sporn.

Am 1. Juli 1746 blickte die Schänke am Fuße des Wildhags, beschienen von einer scharfen, wetterkündenden Sonne, wie verklärt in die Welt.

Sie schien in Behagen wetteifern zu wollen mit ihrem Herrn von der Pipe, Aurelian Fässel, der, sein grünsammtnes Käppchen schief auf dem Kopfe und die frischgewaschene Schürze umgebunden, vor der Hausthüre stand und, die Augen beschattend, der kleinen Völkerwanderung zusah, welche über Feld und die Straße entlang herankam und vorüberzog, wobei es nicht an Wanderern fehlte, die an dem als Credenz dienenden Fenster des „silbernen Sporn" eine Weile stille hielten, tranken und lebhaft in Gesprächen wieder weiter eilten.

Heute zum ersten Male ergründete Aurelian Fässel den geheimnißvollen Gedanken seines Großvaters, der ein

Wirthshaus an diese einschichtige Berg- und Waldesstelle hingebaut; — er hat, dachte er, diesen Tag aller Tage vorausgesehen und widerlegt das Genärre der Leute, die den Bau des silbernen Sporn für einen selbsteigenen Sporn großväterlichen Gehirns verschrieen.

„Gäste! Immerzu neue Gäste!“ sagte er dann, zum Geschäfte übergehend: „Bleibt auch nicht Alles am Rad meines Sporns da hängen, auf den zehnten Mann darf ich rechnen! . . He, Hans! He, Kaspar! . . Noch ein paar Stühle!“

Hans und Kaspar erschienen mit Stühlen und verschwanden dann wieder.

„Es bleibt heute nicht bei gemeinen Gästen,“ fuhr der Wirth fort: „Sieh' ein Paar Reiter und noch ein Paar kommt da den Hohlweg herauf. Es sind Militärs. So recht. Wenn die keinen Durst mitbringen, so geht's nicht mit rechten Dingen zu. . . He, Balthasar!“

„Da bin ich, Herr Wirth.“

„Stell' dich parat. Einige Reiter kommen. Führe die Herrn in den Stall und die Pferde hieher.“

„Ganz zu Befehl, Herr Wirth,“ sagte der forteilende Knecht.

Indessen klappten die Leute am Fenster mit den Deckeln und riefen: „He Wirthshaus!“ So durstig sie

waren, so eilig hatten sie's mit dem Zahlen und Weitermarschiren.

„Hans, Kaspar! Aufgepaßt! Zahlen!“

Hans und Kaspar eilten zu den Leuten, die ohne Verweilen, nachdem sie gezahlt, hinter dem Hause über die Hügel hinwegzogen.

„Wer mir gestern noch gesagt hätte,“ fuhr der Wirth fort: „daß ich heut' Ausverkauf habe in allen Artikeln, süß und sauer! Daß ich den Stich noch anstechen müßte, um ihn ausstechen zu lassen — sag' mir Keiner, daß auf der Welt Etwas umsonst geschieht! Da drüben wird eine Hexe processirt und verbrannt — ergo gibt's Zulauf — das Laufen macht warm und durstig — der Durst zieht Gäste in's Wirthshaus — das Wirthshaus zieht die Gäste wieder brav aus — — und so hat Alles seinen höhern sittlichen Zusammenhang! . . Guten Tag, Mannen!“ setzte er in Einem Athem hinzu und wies die neuankommenden Leute zur Credenz: „Immer heran! Nur immer dorthin, eben ist frischer Raum geworden. Hier ist's belegt!“ bemerkte er Einigen, welche am Tische Platz nehmen wollten: „Vaterlandsvertheidiger, Helden — sie kommen, da sind sie schon!“

Vier Officiere in preußischen Uniformen traten heran und näherten sich dem Tische.

„Was ist gefällig?“ fragte der Wirth unter vielen Complimenten.

„Essen und Trinken, Herr Wirth!“ sagte ein Officier.

„He, Kaspar! In den Keller! Das Beste für die Herren da! Ich will für das Essen sorgen.“

Der Wirth und Kaspar eilten in das Haus, während die Officiere sich's am Tische bequem machten. . .

„Die letzte gemeinsame Station, meine Herren, auf unserem Heimweg,“ sagte der älteste Officier, indem er sich setzte: „Nützen wir sie noch zu fröhlichem Wort und Trunk. Ist es doch wahrlich ein guter Augenblick, nach Jahren wilden Durcheinanders, nach blutigen Attaquen und Affairen, in den friedlichen Gefilden der Heimath anzulangen, das Schwert mit der Pflugschar zu vertauschen, ein friedsamer Bürger zu werden, nachdem man ein Streiter im Felde gewesen.“

Er schenkte von dem eben gebrachten Weine ein und setzte hinzu:

„Der erste Trunk, liebe Freunde, den hohen Streitenden, welche Frieden gemacht; — es lebe die edle Kaiserin! Friedrich lebe hoch!“

Die Officiere stießen an und riefen: „Die edle Kaiserin — Friedrich hoch!“

„Wer auch heimkehren kann, wie Sie, Herr Graf,“ bemerkte ein Hauptmann: „bedeckt mit Ehren, Herr der

schönsten Güter in der Runde, begrüßt mit Jubel von glücklichen Unterthanen! Daß ichs nur gestehe: als wir vorhin die Windung der Straße heraufkommen und ich plötzlich Weg und Steg mit Wanderern bedeckt sehe — das gilt dem heimkehrenden Helden und Vater seines Volkes, dacht' ich; ein festlicher Empfang wird ihm bereitet, das zieht Wanderer her von nah und ferne!

„Sie irren, Herr Hauptmann. Niemand ahnt zur Stunde meine Heimkehr. Schwerlich ist die Friedensnachricht hier schon bekannt. Der Bote, der meinem Sohn meine Ankunft meldet, ist kaum eine Meile Weges voraus. — Indessen ist auch mir diese Bewegung aufgefallen. . ."

„Sogleich meine Herrschaften — was meine Küche bietet —" sagte der Wirth, unter Complimenten zurückkommend.

„Ein Wort, Herr Wirth," fiel der Obrist ihm in die Rede: „Was bedeutet diese Bewegung im Volk? Steht ein Fest zu erwarten? Ist etwas Besonderes vorgefallen?"

„Was Besonderes? Ein Fest?" erwiederte der Wirth mit pfiffig wichtiger Miene: „Nun ja, meine Herren, wie man will. Vielen kommt es wie ein Fest vor — was Besonderes ist es auch, wie Figura Zulauf zeigt — und um es kurz zu sagen —"

„Ja zur Sache, Wirth —"

„Da drüben über'm Walde hat man eine seltsame Bescherung gefunden — was lange nicht da gewesen — eine, wie man sagt — Hexe, Zauberin — ein Galsterweib, wie's viele nennen —"

„Wie?" sagte der Obrist und blickte ernsthaft auf.

„Wie ich sage. Natürlich hat die Behörde, die auf solche Namen hört, wie eine Geliebte auf den Namen Julius — sich nicht lange bitten lassen und sich in's Mittel gelegt. In außerordentlichen Fällen kommt auch die Gerechtigkeit in Trab. Kanzel und Richterstuhl sind wie von einem Erdbeben geschüttelt worden. Nicht ganze drei Wochen hat's gedauert und der Proceß war eingeleitet, schwebte, das Urtheil klärte sich ab, setzte sich zu Boden, war spruchreif. Natürlich kann die Welt keine Gäste mehr brauchen, die der Allmacht in's Handwerk pfuschen — Schwert und Galgen sind für ordentliche, solide Verbrecher da — also hat man wie vor Alters — nach vorangeschickter Procedur mit allen Graden der Folter — einen Scheiterhaufen aufgeschichtet, einen regelrechten Pfahl dazu — heute wird die Zauberin gerichtet, respective verbrannt — und zu dem großen Heiden- und Türkenspiel lauft da, was nur zwei Beine hat, haufenweis zusammen!"

Der Obrist hatte dem Wirthe finster zugehört und sagte nach einer Pause:

„Zauberin — Folter — Scheiterhaufen — — Ist's doch, wenn man diese Worte hört, als versinke ein schönes Stück Gotteswelt vor unsern Augen! — Und leider muß man sie allwärts wieder hören. Aus der Schweiz, vom Rheine, vom Bischoffitz Würzburg verlauten ähnliche vernunftschänderische Proceduren. Der Wahn von Zauber= und Hexenkünsten verpestet ganze Gegenden und als dränge betäubender Hauch der Pythia aus dem Boden, werden nicht nur Volk und Bürger, sondern auch Priester und Rechtsgelehrte von höllischem Taumel ergriffen. Während an Höfen, in Schulen und Schriften ein Zeitalter des Lichts sich vorbereitet, Maria Theresia ein Manifest gegen Aberglauben und Hexenprocesse publicirt, schichtet man frecher Weise wieder Scheiterhaufen, schleppt Unschuldige und Verirrte herbei und läßt die Todesflamme in's Angesicht des Himmels steigen!"

Er erhob sich und fuhr voll edler Entrüstung fort:

„Aber die Hand des Schicksals führt mich im rechten Augenblicke hieher, um wenigstens hier das Unheil noch abzuwenden! — Wo, Herr Wirth, soll heute die schmachvolle Procedur vollzogen werden?"

„Ich weiß nur," sagte der Wirth „daß die Leute nach Bingerbach ziehen —"

„Bingerbach?“ wiederholte der Obrist betroffen.

„Daß Bingerbach zur Gerichtsbarkeit Starrenberg gehört —“

„Ganz wohl, ganz wohl!“ sagte der Obrist mit steigender Bewegung.

„Daß also Alles mit Willen und Wissen des Junkers von Starrenberg geschehen sein muß!“

„Meines Sohnes!“ schrie der Obrist auf und erblaßte.

„Hilf Himmel, der Graf —“ sagte der Wirth und zog sich erschrocken zurück.

Es dauerte einige Augenblicke, bis der Graf von Starrenberg, der schwerathmend vor sich hinstarrte, die Sprache wieder fand und sagte:

„Und wer — wer ist das Opfer, das man auf den Scheiterhaufen führt?“

„Eine Pächterin des Grafen — Namens Lotfahr —“

„Meines ehrlichen Pächters braves Weib?“

„So hab' ich gehört und so muß ich sagen —“

„Auf, auf, meine Herren!“ rief Graf von Starrenberg und warf ein Goldstück auf den Tisch — „was frag' ich hier noch lange und versäume Zeit? Das beste Werk meines Lebens droht verloren zu geh'n. So lange ich Herr meines Willens und meiner Güter bin, habe ich Wahn und Finsterniß bekämpft und der Vernunft zur

Herrschaft geholfen — mein Fernsein im Kriege hat den Mächten der Hölle Muth gegeben, Alles wieder in Frage zu stellen! — Wer sie auch seien, die Schuldigen — und ob sie zehnmal den Namen eines Sohnes führten — ihre Strafe sei nicht geringer als ihr Frevel: — gelte es Leben um Leben! . ."

Zweites Capitel.

Ein Bote des Friedens. Vorbote des Leidens.

Um die Zeit des eben geschilderten Vorfalls stiegen zwei Wanderer, von einer Reise kommend, zwischen Fels und Wald einen vielgewundenen Geländersteig herab und traten aus dem Schatten in das Thal von Bingerbach heraus.

Wären die Männer nicht so ernst in ein Gespräch vertieft gewesen, die Schönheit des Thals, geschmückt zunächst durch die majestätische Gestalt einer Eiche und weiterhin eingerahmt von grünem Hügel- und Bergland, hätte ihnen einen Ruf der Freude entlocken müssen. Bei dem Einen — einer ansehnlichen Pächtergestalt — schien der Anblick auch seine Wirkung nicht zu verfehlen, denn er blieb nach einigen Schritten im Schatten der Eiche stehen, athmete frohbewegt und sagte, um sich blickend:

„Da sind wir, Gott sei Dank! Ja, verreisen muß

man, um so recht von Herzen sein theures Heim zu lieben. . . Nun lebt wohl, lieber Herr. Das ist der Weg zur Starrenburg. Ihr werdet den Junker wohl antreffen."

„Lebt wohl!" erwiederte der Andre: „Sagt Jedermann: der Krieg ist aus! Ist er auch nicht in diese Gegend gedrungen, er hat sich doch wohl fühlbar gemacht."

„Die Geschäfte stockten. Sicherheit und Sitten nahmen ab. Wir werden uns doppelt des Friedens freuen, da der regierende Graf, ein Vater des Volkes, wiederkehrt."

„Das lautet nicht, als ob der Junker Stellvertreter löblich regierte. War er hart mit den Leuten? Ließ er es an Recht und Gerechtigkeit fehlen?"

Der Gefragte reichte ihm die Hand und sagte: „Nichts für ungut. Aber er ist mein Herr. Von dem schönen Pachte, den er uns läßt, ernähr' ich mich und die Meinen — und er hat mir manche Gnade — besonders in der letzten Zeit erwiesen."

„Ihr seid ein wackerer Mann; erhalt' Euch Gott in seiner Gnade!"

Mit diesen Worten folgte derselbe seinem Pfade, rechts die Halde hin, während ihm der Bleibende — es war der Pächter Lotfahr — mit den Augen folgte und dachte:

„Ist mir doch, als schiede ein Freund von mir. Das ist kein gewöhnlicher Bote, den der Graf hier sendet. Was mag er bringen? . . Was frag' ich auch? . . Ich bin daheim! Dort ist mein Dorf. Das rothe Dach des Pachthofs blickt herüber. Weib und Kinder soll ich wieder sehen — was geht mir näher?"

Indem er nach dem Dorf einlenken wollte, sah er eben ein kleines Mädchen des Weges kommen und dachte: „Sieh' da, ein Kindlein begegnet mir zuerst — o gute Vorbedeutung! . . Grüß' Dich Gott! Wie geht Dir's, Vefele?"

Vefele, einen Handkorb tragend, stieß einen Schrei aus und blieb wie angewurzelt stehen. „Der Pächter Kilian!" rief sie dann und sah mit starren Blicken auf.

„Der bin ich, Kind; wird man zum Wunder, wenn man einen Monat ferne ist?"

„Ihr Engel steht mir bei!" sagte Vefele und entfloh.

Kilian wollte seinen Weg fortsetzen, als er seinen Nachbar, einen Rechen über der Schulter, vorüberkommen sah. „Hm, hm — ja ja — du arge Welt, du krause Welt!" brummte der Nachbar vor sich hin.

„Hehner, guten Tag — so ernsthaft in Gedanken?" fragte Lotfahr.

„Ihr da?“ sagte Hehner und starrte ihn an.

„Warum denn nicht? Wenn Einen der Junker verschickt, soll man da gar nicht wieder kommen?“

„Ihr kommt zu früh — Ihr kommt zu spät. . . Nehmt's wie Ihr wollt — erlaubt, daß ich mich spute!“

Hiemit entfernte sich Hehner unter Zeichen der Verwirrung.

„Ist das erhört?“ rief Kilian Lotfahr: „Bin ich denn noch, der ich bin? . . Doch sieh' — da kommt mein Schäfer!“

Dieser erschien in einem Aufzug, welcher keineswegs zur Erbauung des betroffenen Pächters beitrug. Einen Korb auf dem Rücken, kam er in komisch-schmerzlicher Aufregung des Wegs und sang oder klagte vielmehr sein Leid in Worten des alten Liedes:

Du liebe Noth, Du trübe Noth,
Was machst Du uns für Pein;
Ja heute roth und morgen todt,
Soll unser Loos hier sein!

(Schluchzend)

O, o — ach ach!
O, o — ach ach!
Was machst Du uns für Pein;
Ja heute roth und morgen todt,
Soll unser Loos hier sein!

(Auffahrend)

Ich wollt', ich wär' ein großer Held
Und hätt' ein Schwert, o Lust!

Ich rennte dieser argen Welt
Es mitten durch die Brust

(Schluchzend)

O, o — ach ach!
O, o — ach ach!
Und hätt' ein Schwert, o Lust!
Ich rennte dieser argen Welt
Es mitten durch die Brust!

„Um des Himmels willen!" rief Lotfahr — „In welchem Aufzug und Zustand kommst Du da?"

Tobias schlug die Hände zusammen und schrie: „Ah — ah!"

„Nun, was sperrst Du Mund und Augen auf, als stünde am hellen Tage ein Gespenst vor Dir? Kennst Du mich nicht?"

„Ja ja," sagte der Schäfer und wich verlegen und zitternd zurück: „Ihr seid es, Meister — I h r — und nicht Euer Geist!"

„Nun, so wird es mir zu bunt. Ihr habt Euch Alle verschworen, mich zum Besten zu haben. So wie Du, betragen sich Jung und Alt, wer mir auch begegnet! Was hab' ich an mir? Hat mich die Reise in einen Drachen verwandelt? Was glotzt Ihr mich an — schreit und zittert wie vor einem Ungeheuer, das unter Dampf und Krachen aus dem Boden steigt?"

„O das ist es nicht — das nicht!

„So ist es was Anderes — heraus damit!"

„O, mein Herr und ach, mein Meister!" rief Tobias und fiel, die Hände faltend, auf die Knie.

„Davon wird meine Neugier nicht satt! Was ist geschehen? Wo willst Du in diesem Aufzug hin?"

„Fort, Meister, fort! So weit die Füße mich tragen!"

„Gegen meinen Willen? Muß ich's erleben, daß mir mein treuester Knecht abwendig wird? Du solltest mir den Pachthof führen, wacker mein Haus behüten und Weib und Kinder schützen. Da seh' ich Dich treulos das Weite suchen — Dich, den ich von Kindesbeinen an aus Noth und Elend gerissen, in Schutz und Obhut genommen!"

Zu Füßen des Pächters flehte der Schäfer: „Verzeiht, Meister, verzeiht! Wo nichts ist, da hat der Tod — das heißt, wo der Tod nicht ist, da hat das Recht sein Leben verloren! . . Meister! Nennt mich betrübt, verrückt, was Ihr wollt — nur nicht treulos, falsch! . . O Gott, ach Gott!"

„Bleib aufrecht und red' auch so!" sagte der Pächter.

„Ja ja — ich will's," erwiederte Tobias und dachte: ob ich's aber kann, ist eine andere Frage! . . „O Meister!" fuhr er fort: „die vier Wochen, die Ihr fort gewesen, hätten bald Alles umgekehrt; kein Ziegel auf dem

Dach war sicher, kein Wort im Munde und kein Leben im Leibe!"

„Hat mein Haus, meine Familie was betroffen?"

„Euer Haus? Eure Familie?" sagte Tobias. Kann ich ihm's sagen? dachte er. „O das nicht," fuhr er fort: „aber Euern Nachbar Lehner."

„Ihn?" fragte Lotfahr.

„Ich will ihm sagen, dachte Tobias, daß der Lehner todt ist — das wird ihn vorbereiten."

„Nun, was ist's?"

„Lehner hat ausgerungen. . ."

„Ausgerungen? Er ist ja eben hier vorübergegangen!"

„Das hätte er gethan? Da hat er mehr gethan als er sich herausnehmen durfte . . . Nun, ich will ihn nicht vorsätzlich tödten — er war's also nicht, der ausgerungen; — es war . . . Ist der Nachbar Balzer auch vorübergegangen?"

„Nein."

„Das läßt sich denken. Der eben hat ausgerungen. Ja, das hat er — und, o Meister — sein ganzes Haus und seine Familie ist geliefert."

„Beim Himmel, wie so?"

„Unholderei! Teufelswerk! Zauberei! O es war, als hätte das Unwesen nur gewartet, bis Ihr zum Tempel

hinaus seid, sogleich nahm's überhand! Man hörte von nichts mehr als von verhexten Thieren, gemachten Sturmwettern, Anfechtungen des Teufels, bockartigen Mantelfahrern und Gabelträgern — kurz von Nachtfrauen, Nebelhexen, Galsterweibern, Schmalzflügeln und Teufelsbuhlen!"

„Da trieb ja der Sturm den Unsinn so dicht herbei, wie Wachteln in der Wüste!"

„Und zieht — was das Schlimmste ist — Processe, Folter und Scheiterhaufen nach sich! . . Auch Eure Base, die Balzerin, ist so in's Elend gekommen."

„Meine Base?"

„Man will sie gesehen haben, wie sie unter dem Baum da Wurzeln gegraben, Gebete gemurmelt, Samen von Natternkraut gestreut und mit Geistern gesprochen habe. Ein wandernder Mönch ist bei ihr gewesen, man sagt, er habe ihr Unterricht im Zaubern gegeben. Sie soll Milch in Blut, Korn in Sand und Staub verwandelt, Weiber mit Reißen und Männer mit dem Hexenschuß heimgesucht haben; da hat man sie eingefangen, peinlich verhört — und ob sie gleich nichts gestanden — zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt! . . Ach — und die Kinder hat man in den Thurm geworfen, es heißt, man wolle das Haus der Armen der Erde gleich machen, die Felder der Kirche schenken und die ganze Verwandtschaft

aus der Welt befördern. — Heute wird die Balzerin gerichtet — dort oben im Thurme sitzt die Arme; — da drüben ist der Scheiterhaufen aufgerichtet . . . O die Unschuld — die arme Unschuld! Die Balzerin kann keine Zauberin sein, ist keine, Niemand glaubt's als die blutigen Richter! . . O wär' ich fort, ich kann das nicht mit ansehen! Meister, merkt Ihr jetzt, warum ich ganz auseinander bin? fort will?"

„Du bringst mir eine schwere Kunde," sagte der Pächter, von Schrecken und Weh ergriffen.

Wie er blaß wird und dreinsieht, dachte Tobias und sagte dann bald laut und bald für sich: „Ach, lieber Meister . . . Wenn er erst wüßte, daß sein eigenes Weib und nicht die Balzerin zum Tode verurtheilt ist! . . Kommt, kommt! Nehmt Euch zusammen! Da Ihr zurück seid, kehr' ich auch wieder um — wenn wir tapfer zusammenhalten, überleben wir's vielleicht!"

„Der Balzer im besten Alter todt!" sagte Lotfahr kummervoll: „sein Weib, ein Muster an Ehren, verketzert und die lieben Kindlein im Thurm . . . O Zeit, o Welt! . . Wer erlebt noch den nächsten Tag? Wer ist sicher vor dem Gericht? Wem läßt die Sorge um die Kindlein noch eine ruhige Stunde?"

„Gehen wir, gehen wir," sagte Tobias und dachte:

Wär' ich tausend Meilen von hier! Unterwegs will ich seh'n, wie ich's anstell' — ich fall' wie eine Planke vor ihm um, heb' die gefaltenen Hände auf und sag', was ich weiß!"

„Könnte ich helfen oder wär' ich später heimgekommen," sagte Lotfahr tiefbeschwerten Herzens: „Armer Nachbar! Arme Base!"

„Armer Meister!" seufzte Tobias vor sich hin . . .

In diesem Augenblicke hörte man einen fernen, dumpfen Gesang.

„Der Trauerzug im Schloß bricht auf!" rief Tobias: „Hört Ihr's? . . Ah — und dort kommt der Junker! Sagt ihm gleich, daß Ihr zurück seid —"

„Da kann ich ein Wort für meine Base einlegen, vielleicht kann's noch helfen," sagte Kilian Lotfahr . . .

Drittes Capitel.

Werbung zwischen Tod und Leben.

Junker Otto war in Begleitung eines jungen Mönches aus dem nahen Walde getreten und näherte sich der Stelle, wo der Pächter seiner harrte.

Er war in fieberhafter Erregung, schritt bald hastig aus, bald blieb er stehen und schon seine Geberden verriethen, daß er mit dem Mönche eine geheimnißvolle Sache leidenschaftlich besprach.

„Keine Zeit verloren!“ rief er eben: „Dränge Dich in ihre Nähe, wenn sich der Zug der Brandstelle nähert. Sag', Du hättest Auftrag vom Bischof — ihr Beichtvater wird Dir Raum geben — dann bringst Du meine Vorschläge noch einmal an! Noch habe sie die Wahl, sag', zwischen Leben und Tod — zwischen gräßlichem Feuertod und Lust und Herrlichkeit an meiner Seite! Ein Wort von ihr — daß sie mein sein

wolle — und Gnade und Freiheit sind für sie bereit; — noch ein Wort von ihr, daß sie verstockt bei ihrem Widerstand beharre — und sie ist aufgegeben, ihr schöner Leib fahre dahin, von Rauch und Feuer verschlungen!"

Diese mit gepreßter Stimme wildbewegt gesprochenen Worte wurden von dem bald stärker, bald schwächer tönenden Gesang der Mönche begleitet, in welchen sich dann und wann der dumpfe Donner eines über den Bergen hängenden Gewitters gesellte.

„Ich eile," sagte der Mann im Mönchsgewand, „die süße Beute aus Molochsarmen zu befreien!"

„Vollführ' es, Meister im Berücken — und Dienst gegen Dienst — der nächste Raub einer Sabinerin komme Dir zu Statten!"

Der Mönch entfernte sich in demselben Augenblicke, in welchem Lotfahr, unter der Eiche hervortretend, sich bemerkbar machen wollte.

„Verzeiht, mein Herr und Junker," sagte er jetzt, indem ihn dieser bei einer Wendung zur Seite gewahrte.

„Er schon zurück —?" sagte der Junker betroffen für sich.

„Da bin ich wieder," fuhr Lotfahr fort: „Etwas früher, als wir vermeint — aber ich sehnte mich nach Hause — und der Auftrag ist ordentlich ausgerichtet."

„Dann ist's gut," bemerkte der Junker kurz und dachte: Er scheint noch nichts zu wissen.

„Hier ist der Brief des Grafen. Das Rittergut ist feil; doch will er von den Forsten einen Theil für seine Jagd behalten."

„An den Forsten lag mir viel; doch wird der Handel sich noch machen lassen. Für jetzt habt meinen Dank, Herr Lotfahr — hier einen kleinen Nachtrag meines Dankes —"

„Nein — kein Geld mehr, Junker —"

„Nun, so will ich es auf andere Weise vergüten. Gehabt Euch wohl!"

„Nur noch ein Wort —"

„Nicht gern — was gibt's?" rief der Junker ungeduldig.

„Eine Bitte für eine Unglückliche — eine Verwandte —"

„Für wen?" fragte der Junker finster.

„Für meine arme Base — die eben, wie man sagt, wegen Zauberei zum Scheiterhaufen geführt wird —"

Man hat ihm nur die halbe Wahrheit gesagt, dachte der Junker und setzte dann laut hinzu: „Nun ja. Es verhält sich so. Die Base ist der Zauberei überführt, ist verurtheilt — wird verbrannt — Ihr werdet das

Gericht in seinem Laufe nicht aufhalten und die Verbrecherin retten wollen!"

„Ich kann nicht glauben —"

„Wo die besten Männer, geistliche und weltliche Rechtsgelehrte gesprochen, da ist's wohl schicklich, daß man ihnen glaube!" polterte der Junker hart.

Auf den Knien flehte jetzt Lotfahr: „Junker — laßt Gnade für Recht ergehen — laßt die Arme leben — so lange wenigstens leben, bis Euer Vater aus dem Krieg heimkehrt!"

„Die Lotfahr — Eure Base will ich sagen — ist verloren — sie rettet Niemand, als vielleicht ein Wunder ihrer Zauberei. Es gibt ein solches Wunder! Sie versuche es!"

Mit diesen heftig hervorgestoßenen Worten entfernte sich der Junker . . .

Langsam erhob sich Lotfahr von dem Boden, er erlag beinah' der Last seiner Wehmuth.

„Um der Zauberei willen soll sie verbrannt werden und Zauberei soll ihr helfen!" sagte Tobias sich nähernd und Lotfahr am Arme nehmend. „Kommt und laßt uns gehen," fuhr er fort: „Ihr seid so still auf einmal . . ."

„Ich denk' an meine Base — und hab' mein eigen Weib vor Augen . . . Ich denk' an Balzers

Kinder im Thurm — und seh' meine eignen Kindlein vor mir stehen..."

Im Moment lag Tobias schluchzend vor seinen Füßen und faßte seine Hände.

„Was ist Dir?" fragte der Pächter.

„Nichts — nichts," sagte Tobias, sich wieder aufrichtend: „O gehen wir..."

Der Gesang der Mönche tönte nah und näher.

„Ich bin wie ein Kind," sagte Lotfahr, am Arme Tobias' nach dem Dorf hin schreitend — „Die Glieder wie zerschlagen. Ich weiß nicht, wie mir ist... Ja komm' — ja komm zu meinen Lieben!.."

Viertes Capitel.

Es wird vollbracht.

Der Pächter hatte sich kaum von der majestätischen Eiche entfernt, als diese das Ziel dreier wild aussehender Gesellen wurde, die um den Wall eines Feldweges biegend und mit Aexten bewaffnet, eilig heran kamen.

„Tapfer voran!" rief der Eine, dessen Stimme nicht verkennen ließ, daß sie einem geistig und leiblich Berauschten angehöre: „Nieder mit dem Drudenbaum! Sein Holz soll die Hexe brennen helfen!"

„Höllenholz zum Hexenfeuer — das ist die rechte Weise!" rief der Zweite.

„Vergeßt nicht, die Hiebe wohl zu führen," warnte der Dritte: „zwei Hiebe stets im Kreuz, sonst fällen wir vergebens!"

Sie führten Streiche gegen den Baum und sagten

später aus, daß sie unheimliche Klänge in den Zweigen vernommen.

Sie wurden aber bald in ihrem Eifer unterbrochen, indem ein junger Mann in Jäger-Tracht hinzutrat und rief:

„Was schafft ihr da? Zurück!“

„Holz von diesem Baum da helfe die Hexe brennen!“

„Zurück, sag' ich! Der Baum bleibe ungefällt!“

„Daß er noch Andre zur Zauberei verführe?“

„Er hat noch Niemand verführt, als die mit Aberwitz geboren sind, wie Ihr und Euresgleichen! Ihr wüthet gegen die Wohlthat dieses Bodens, diesen ehrwürdigen Baum — und Jene führen die Unschuld auf den Scheiterhaufen — Wahn und Wahnsinn dort wie hier!

„Das laßt Ihr uns nicht zweimal hören!“ riefen die Knechte und drohten mit den Aexten!

Der Bedrohte zeigte sich keineswegs eingeschüchtert, sondern griff nach der Axt des Einen und rief: „Zurück sag' ich!“

Unzweifelhaft wäre sein Loos im nächsten Augenblicke sehr bedenklich gewesen, wenn nicht die imponirende, wohlbeleibte Gestalt des Schloßamtmannes Beiwart erschienen und zwischen die Streitenden getreten wäre.

„Was stockt die Arbeit?“ rief er: „Soll die Hexe ohne Holz vom Drudenbaume brennen?“

„So will es Euer Sohn,“ sagte der eine Geselle.

„Dem Wahnsinn wehr' ich — einer Schandthat wider die Natur!“ rief dieser.

„Otfried — nimmst du den Baum in Schutz, der Viele von Gott und ihrem Glauben abgelenkt?“

„Die Solches glauben, sind von Gott schon abgefallen!“

„Das sagst Du, da man eine Schuldige zum Scheiterhaufen führt?“

„Ein Opfer des niedrigsten Betrugs! der Rachsucht! Einer Niedertracht, die Gott noch an die Sonne ziehen wird!“

„Bist Du von Sinnen? Die Sünderin hat hier Wurzel gegraben, Natternkraut gestreut und Kreise gezogen!“

„Um hier zu beten, war sie hergekommen!“

„Zu beten unter diesem Baum!“

„An dem vordem ein Muttergottesbild gehangen!“

„Zu Hause fand sie Bild und Crucifix! Ihr ganzer Wandel war verdächtig!“

„Seitdem man es so haben wollte. Keine bessere Hausfrau, keine holdere Mutter ihrer Kinder gab es je!“

„Bevor sie Höllenwerk getrieben! . . Ich weiß es

wohl, daß Du die Mutter nur vertheidigst, weil Dir das Töchterlein gefällt!"

„Ja, hier im Angesicht des Himmels schwör' ich, daß ich nicht ruh'n noch rasten will, das Herz des Kindes zu gewinnen!"

„Drum soll die Mutter doppelt brennen! zur Strafe des Frevels, Dich durch Künste auch bethört zu haben! . . Voran, ihr Knechte! Schafft mir Holz vom Drudenbaum!"

„So sei's!" rief Otfried und entriß dem einen Knecht die Axt: „Doch über meine Leiche kommt zur Stelle!"

Diesem Ausbruch folgte eine Scene der Natur, die wohl geeignet war, auf jeden Zeugen erschütternd, ja betäubend zu wirken. Ein Feuerstrahl durchriß die lange schon düster brütende Wetterwolke und zuckte mit Gedankenschnelle gerade auf den Gegenstand des Streites — die majestätische Eiche — nieder.

Dieser Feuerstrahl des Blitzes schien die Losung eines ungeheuren Aufruhrs in den Lüften und Erden.

Ein Donnerschlag folgte zunächst; dann ergriff ein tobender Sturmwind die Wipfel der Bäume und verbreitete ein wildes Brausen, das mit dem Rollen des Donners wetteiferte; weißgelbe Staubwolken erhoben sich von Fuß- und Fahrwegen und eilten, hie und da zu thurmhohen Wirbeln aufgerichtet, gleich riesigen Gespenstern feld-

ein, während das Licht des Tages zu erlöschen und völlige Nacht hereinzubrechen schien.

Unter dem Eindruck dieser Scene der Natur war es kein Wunder, daß auf die Männer, die um die Eiche standen, ein Umstand ganz besonders wirkte.

Der Blitz war vom Wipfel herab der majestätischen Eiche in's Herz gefahren und hatte sich, die Rinde und das Holz bald streifend, bald in's Mark zerklüftend, im Boden verloren. Allein indem er mannshoch über der Erde eine morsche Höhlung des Baumes berührt hatte, war hier das Holz in Flammen gerathen und im Lichte derselben erschien ein den Blicken lange schon entzogenes Muttergottesbild im Hintergrunde der Höhlung. Die bald nur glimmende, bald hellaufschlagende Flamme erzeugte die Täuschung, als bewege sich das Bild, als rege es Augen und Lippen und diesem Umstande, zusammengenommen mit dem Toben der Elemente und dem geängstigten Gewissen mag es zugeschrieben werden, daß die Knechte auf ihr Angesicht stürzten und der Schloßamtmann, mit starr-entsetzten Blicken nach dem Marienbilde starrend, nahe daran war, dem Beispiel der Knechte zu folgen.

Er sagte später aus und blieb sein Leben lang dabei: daß er klare und wunderbar klingende Worte vernommen, die das Bild zu ihm gesprochen.

Geistesaffection und Gewissen helfen in solchen Momenten zusammen, eine gleiche Wirkung hervorzubringen und so wollen wir, die Aussage des Schloßamtmannes bei Seite lassend, nur erwähnen, welch' tiefe Wandlung im Herzen desselben von diesem Momente an Platz griff und welche Folgen sie später hatte . . .

„Wie ist mir — und was war das?" sagte er, als die Flamme der Höhlung erlosch und das Wunderbild verschwunden war.

„Die Gerechtigkeit in Mariens himmlischer Gestalt," erwiederte Otfried, den Zustand seines Vaters rasch erkennend.

„Sie regte die Lippen — sie sprach . . . Weh' mir, was ich vernommen!"

„Die Stimme Eures Gewissens —" nehmt sie Euch zu Herzen!"

„Entfernt Euch!" sagte Beiwart zu den Knechten, die mit verstörten Mienen sich erhoben . . . „Sohn . . ."

„Noch Vieles ist zu bessern," sagte Otfried — „vor Allem sagt Euch von des Junkers Diensten los!"

„Es ist ein übler Dienst . . . Zum Werkzeug böser Dinge hat man mich gemacht — das Aergste half ich heut' vollbringen! . . Sohn — die Lotfahr ist nicht schuldig! Könnte ich sie retten — wär's noch Zeit!"

„Eilen wir zur Unglücksstätte! Ruft vor aller Welt

die Unthat aus! Entlarvt die Sünde und die Sünder! Noch ist's Zeit — —"

„Zu spät —" erwiederte Beiwart mit tonloser Stimme, indem er in die Ferne starrte — „Die Flamme schlägt empor — umzüngelt ist die Unglückselige!"

„Ihr Himmlischen!" rief Otfried: — „Und wie? Vernehmt Ihr nichts? Noch sterbend singt sie ein gottergeben Lied! . . Wie eine Märtyrin des Glaubens steht sie aufrecht — standhaft, ungebeugt ihr Auge zum höchsten Gott gerichtet! . . Heldin! Siegerin! Verstummt Dein Mund auch bald in Rauch und Flammen — Dein Ruhm wird fort durch alle Zeiten tönen!"

In diesem Augenblicke hörte man Lotfahr's verzweiflungsvollen Ruf: „O rettet sie! Mein Weib! Mein Weib! Brigitte!"

„Engel und Engelschaaren, ist das nicht Lotfahr? Ist er zurück?" rief Otfried.

„Mein Weib! Brigitte!" fuhr Lotfahr's Stimme fort: „Helft und rettet! . . Ach, zu spät!"

Und mit diesen Worten stürzte der Unglückliche unweit der Eiche bewußtlos zu Boden . . .

Fünftes Capitel.

Nach der That.

Das Gewitter war vorüber. Nur einzelne Donner rollten noch an dem Gebirge hin als spät vernehmbare Wirkung der Blitze, die von Zeit zu Zeit nur kurz und matt wie Wetterleuchten zuckend einen flüchtigen Schimmer über das Thal um Bingerbach warfen, wo im Namen der Gerechtigkeit so eben eine That des schwärzesten Wahnes und tollster Verruchtheit vollzogen worden.

Ein kurzer, scharf niederschlagender Regen hatte die letzten aufzuckenden Flammen des Scheiterhaufens erstickt, als schiene ein Thränenstrom vom Himmel die Zeichen der Unthat verlöschen und sich klagend mit der Asche der hingemordeten Unschuld mischen zu wollen.

Die mit Grauen und wilder Neugier um den düsteren Richtplatz versammelten Massen, Tausende an Zahl, hatte Wetter und Regen nicht zu verscheuchen vermocht;

noch lange regungslos starrend oder auf den Knien liegend und von wüster Andacht erfüllt, umgaben sie die Unglücksstätte, während der Zug der Mönche aus dem nahen Barnabiter-Kloster in dunkler Reihe über Feld- und Wiesengründe hinzog und in monotonem Gesange: „Dies iræ, dies illa“ anstimmte . . .

Junker Otto, so tapfer im Verfolgen der Unschuld, so lange sie lebte, hatte beim Anblick derselben im Heldentode nicht mit gleicher Tapferkeit Stand gehalten und war mit verhängten Zügeln nach der Starrenburg geritten, als die ersten Wirbel von Rauch und Flammen um die Märtyrin aufschlugen und des Himmels Zorn aus donnernder Wolke sprach . . .

Wild und rastlos durch die Zimmer des Schlosses eilend, erhielt er endlich Gesellschaft in dem Spießgesellen Braggen, welcher, die oft mißbrauchte Mönchskutte über dem Arm, hereintrat, um den aufgeregten Freund durch Beispiel und Zusprache wieder in's Gleichgewicht zu bringen.

„Dahin! dahin!“ rief ihm der Junker entgegen: „Standhaft wie eine Märtyrin! Ungebeugt wie eine Heilige!“

„Ich glaube, Sie hätten sich auch wie ein Held gezeigt, hätten auch Wort gehalten, wie Einer!“ erwiederte Braggen.

„Wäre es nicht geschehen! Wäre es noch zu ändern!“

„Dann fallen Sie spät aus Ihrer Rolle!“ sagte Braggen.

„O!“ fuhr der Junker fort und warf sich in einen Lehnstuhl: „Die Welt hat ein Kleinod, ein Meisterstück verloren! Die Erde ist um ein schönes, süßes Wesen ärmer!“

„Wenn's nur die Erde wäre, dann hätte es wenig zu sagen — aber Sie sind um das Kleinod ärmer und das ist verdrießlich!“

„Laß mich diesen Ton nicht mehr hören, willst Du meinen ganzen Zorn nicht erregen! Elender!“ fuhr der Junker fort und sprang auf: „Wer machte mich auf die Schönheit dieser Pächterin aufmerksam? Wer schlich in dieser Kutte in ihr Haus und verkaufte ihr Kräuter und Gebete, um derentwillen sie dann verurtheilt wurde? Wer gab mir den Rath, den Pächter zu verschicken, bis das Loos über sein Weib geworfen sei; wer half mir die Richter bestechen, treulose Priester gewinnen — wer anders als Du — Du — und dafür erwartest Du Schonung oder gar Dank? Mir aus den Augen!“

„Nun ja,“ erwiederte Braggen: „Ich gehe. Wenn ein hoher Herr an Congestionen leidet, so setzt sein rasches Blut auch neue Freunde in Umlauf. Da . . .“ und er legte die Kutte bei Seite: „zur Erinnerung an den

Versucher behalten Sie dieses Gewand und denken Sie oft daran, daß Niemand Rath ertheilen kann, es sei denn, daß Jemand — Rathgeber brauchte! — Hätte die schöne Priesterin ihre Tugend in die Hölle geschickt und wäre hübsch folgsam auf Ihr Schloß gekommen, welcher Lohn war da dem Rathgeber gewiß! So sie aber tapfer in's Feuer gegangen und Ihnen nur ihr Angedenken hinterlassen — welcher Undank ist jetzt für den Freund groß genug? ... Nun ja, ich gehe ... Etwas muß ein großer Herr nach einer Katastrophe immer wegschicken — seine Freunde oder die gute Meinung der Welt! Waschen Sie ihre Hände in Unschuld, wie Pilatus — ich nehme Ihre Schuld auf mich — leben Sie wohl!"

„Und Du glaubst, ich werde Dich so ohne Weiteres ziehen lassen?"

„Wenn Sie nicht vorziehen, mich im dunkelsten Thurmloch unterzubringen."

„Schweig!" rief der Junker und stampfte auf den Boden: — „Und Du wirst bleiben. Ich bedarf Deines Umgangs. Das ist die leidige Folge Deiner zu lange geduldeten Nähe ... He da! Wein!" rief er dem Diener. „Ich muß aus dem Grau meiner Stimmung heraus. Wein! wenn's mit Weibern und Gesang nicht flecken will! .. Ich fürchte, ich werde Deinen Rath wie-

der brauchen — wenn sich's bewähren sollte, was dunkle Gerüchte verbreiten . . ."

„Die Nachricht von dem Frieden?" sagte Braggen, während ein Diener Wein brachte und sich wieder entfernte.

„Ja," sagte Junker Otto.

„Ich glaube nicht daran," bemerkte Braggen.

„Aber gut wird es sein, Dich vorzusehen . . . Hier, ein Glas Wein. Reichen sich die Kaiserin und Friedrich die Hand zum Frieden, so muß das auch für uns ein neues Band des Friedens geben!"

Beide stießen an.

„Der Friede führt meinen Vater wieder heim, er wird mein Thun und Lassen prüfen, meine Behandlung des Volkes untersuchen; — er, ein Bewunderer Friedrichs, ein Freund der Aufklärung, wird von dem Proceß wider die Lotfahr hören, wird dem falschen Spiel auf die Spur kommen. Was hieraus erfolgen müßte, will ich lieber gar nicht sagen.

Hier unterbrach den Junker das Erscheinen des Schloßamtmanns, der meldete:

„Ein Bote Ihres Vaters ist da. Er will Sie sprechen."

„Und das meldet Ihr mit solcher Miene?" rief der Junker betroffen und zornig zugleich.

„Der heutige Tag, Herr Junker — —“

„Da trinkt! Schwemmt Eure Melancholie hinunter — ich will frohe Gesichter sehen!“

„Zu Befehl!“ sagte der Schloßamtmann, nippte einmal am Glas und entfernte sich verstimmt . . .

„Der leidet mehr an der Furcht, daß Ihr Vater komme, als an dem Angedenken an die Zauberin,“ sagte Braggen.

„Wie ein solches Novembergesicht gleich auf die Nerven wirkt!“ rief der Junker: „Wein!“

Er stieß mit Braggen an, stellte das Glas heftig weg und sagte: „Da ist der Bote!“

Burghardt — den wir als Begleiter des Pächters Lotfahr kennen gelernt — war eingetreten.

„Ihr kommt aus dem Lager?“ fragte der Junker rasch und barsch.

„Ja, Herr Junker.“

„Erhalten wir Frieden?“

„Wir haben ihn schon.“

Der Junker machte eine erschrockene Bewegung und sagte nach einer Pause:

„Dann wird wohl mein Vater bald zurückkommen?“

„Er folgt mir auf dem Fuße.“

Der Junker fuhr zurück. „So rasch?“ sagte er; und setzte mit erzwungener Fassung hinzu, indem er auf und

abging: „Gut — da es nicht anders ist. Habt Ihr sonst einen Auftrag?"

„Keinen — als den Gruß Ihres Vaters — der Alles in bester Ordnung zu finden hofft!"

Der Junker, von Furcht überwältigt, mußte sich setzen.

„Das wird er," sagte er mit schwacher Stimme... „Genug... Laßt Euch Stärkung reichen... Wir sprechen uns morgen wieder..."

Burghardt hatte sich kaum entfernt, als der Junker, außer sich, im Lehnstuhle sich hin und her warf.

„Mein Vater zurück!" rief er: „In dieser Stunde noch! Er wird mein Thun und Lassen prüfen — unser ganzes falsches Spiel wird an's Licht des Tages kommen — ah, hilf! rathe!" fügte er hinzu und sprang auf.

„Ja, hilf und rathe," sagte Braggen nachdenkend: „Für's Erste ist es schwer, einen Rath hier zu entdecken — und dann — wenn ich auch ein Mittel ausfindig machte — es wäre höchstens — gegen mich selbst gerichtet!"

„Wie meinst Du das?" sagte der Junker, schon durch die Aussicht getröstet, daß es überhaupt ein Mittel gebe.

„Nun," erwiederte Braggen nach kurzem Besinnen: — „Sie entdecken in diesem Augenblick, daß ich ein un-

erhört verwegener Abenteurer — ein Verführer Ihres edlen Herzens war. Zu spät haben Sie mir die Maske abgerissen — haben entdeckt, daß ich dies heilige Mönchsgewand entweiht — — und kurz und gut: Sie nehmen mich mit Ostentation gefangen, werfen mich in den Thurm und kommen Ihrem Vater mit der Miene tiefbetrübter, entrüsteter — und getäuschter Unschuld entgegen ..."

„Ah — das wäre wirklich Dein ernstgemeinter Rath?"

„Vorausgesetzt — daß für meine Rettung die nöthigen Vorkehrungen getroffen werden."

„Welche meinst Du?"

„Alsbald nach meiner Verhaftung muß es mir möglich gemacht werden, zu entschlüpfen und glücklich zu entkommen . . . Bin ich einmal fort, dann mögen Sie mich schwarz malen, wie die Hölle, ich gebe Ihnen unbeschränkte Vollmacht! . . ."

Aus dem Schloßhofe tönte jetzt froher Lärm herauf und man hörte deutlich den Ruf: „Hoch der gnädige Herr! Hoch der regierende Graf!"

„Dieser Freudenlärm — dieser Ruf —" sagte der Junker und eilte an's Fenster; allein er prallte beim ersten Blicke zurück und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

„Mein Vater! Er ist zurück!“ sagte er und wankte einige Schritte nach der Mitte des Zimmers. Aber plötzlich — von verzweiflungsvoller Aufregung erfaßt — erinnerte er sich des guten Rathes, den ihm Braggen so eben ertheilt, er stürzte sich gegen denselben, packte ihn krampfhaft an der Brust und stöhnte: „Ja — hier hilft kein Zaudern und Bedenken — Dein Rath ist gut; he Diener! Hilfe! Hilfe!“ fuhr er mit greller Stimme fort.

„Was gibt es, Euer Gnaden?“ sagten die bestürzt hereintretenden Diener.

„Eine Creatur der Hölle — ein Teufel in Menschengestalt ist entdeckt! Ergreift und bindet ihn!“ rief der Junker.

„Zurück und wag' es Keiner,“ sagte Braggen und schien sich zur Wehre setzen zu wollen.

„Soll ich Euch zweimal befehlen?“ herrschte der Junker den Dienern zu: „Zaudert nicht! Greift ihn! Mein Vater soll . . .“

Der Junker vollendete seinen Ausruf nicht, indem die Thüre des Zimmers aufging und der Graf in demselben Augenblicke eintrat, als die Diener über Braggen herfielen und ihn gefangen nahmen . . .

„Daß ich so den Boden meines väterlichen Schlos-

ses wieder betreten muß," sagte der Graf eintretend; — seine Stimme bebte vor Ingrimm und Schmerz — — „Wo ist mein Sohn?"

„Hier, mein Vater," sagte der Junker, indem er Braggen den Dienern überließ und mit gesenkten Blicken seinem Vater einen Schritt entgegen ging.

„Was geht hier vor?" fragte der Graf, die seltsame Gruppe der Diener mit Braggen erblickend: „Wer ist der Mensch?"

„Ein Verruchter," sagte der Junker bebend: „Ein Verruchter, der zu spät entlarvt worden ist . . . um ein großes Unglück abzuwenden."

„Ein Schuldiger bei dem Verbrechen, das so eben mit Flammenzunge gegen Himmel rief?"

„Der Schuldigste . . ." sagte der Junker bleich und stotternd.

„Ha! Dann führt ihn fort und bewahrt ihn wohl — denn ich will nicht ruhig athmen, bis ich dem ewigen Richter sein Werk erleichtert und die Schuldigen alle in meinen Händen habe!"

Zum Junker gewendet setzte der Graf hinzu: „Du selbst bist mein Gefangener. Ich will Dich nicht seh'n und grüßen, bis ich die Größe Deiner Mitschuld kenne . . . Ist nach dem Pächter gesendet? Sind seine

Kinder freigelassen?" fragte er den eintretenden Burghardt —

„Ja, Herr Graf," erwiederte dieser.

„So will ich mein Herz zum Mindesten durch Wohlthun erleichtern," sagte Graf von Starrenberg: „Folgt mir, Burghardt!" Und damit begab er sich auf sein Zimmer . . .

Sechstes Capitel.

Burgei.

Sehen wir auch treffliche Menschen, die sich für die Durchführung eines guten Werkes vereinigt, in Zeiten der Gefahr nicht immer standhaft bleiben, so darf uns Wankelmuth bei Menschen nicht wundern, welche Genossen eines verwerflichen Unternehmens, eines Verbrechens gewesen.

Zu Denjenigen, die ihren innern und äußern Halt bei der Rückkehr des Grafen verloren, zählte der Schloßamtmann in erster Reihe; Furcht und Gewissensbisse halfen zusammen, den Mann zunächst auf persönliche Sicherheit bedacht zu machen.

Und so waren seine Vorbereitungen auch bald getroffen, seine leicht bewegliche Habe beisammen.

Der Graf hatte nach seiner Rückkehr kaum sein Zimmer betreten, als Schloßamtmann Beiwart, in wilder

fieberhafter Aufregung und seinen Sohn mit krampfhafter Hand hinter sich her ziehend, nach einem abgelegenen Theile des Schloßgartens eilte und dort nach sorgfältiger Umschau mit halb erstickter Stimme sagte:

„Mein Sohn — wir müssen fort, wir müssen fliehen — und sogleich!"

„Fliehen, Vater? Wohin? Auch ich?" fragte der Sohn bestürzt.

„Frage nicht! Rüste Dich mit dem Nöthigsten!" fuhr Beiwart fort: „Reise sogleich! Und hier —" er drückte ihm ein Blatt Papier in die Hand — „hier ist Ort und Stelle bezeichnet, wo wir uns wieder sehen . . . Fort jetzt — ohne Widerrede — fort, mein Sohn!"

„Ich soll den Pächter und die Seinigen nicht mehr sehen? ihnen nicht mehr Trost zusprechen?"

„Fort, mein Sohn! Hinweg, sag' ich!"

„Ohne Abschied von den Unglücklichen?"

„Soll ich Dich kniefällig bitten — Dein unglücklicher Vater? . . Geh' und tröste den Pächter später; — auch zu *seinem* Besten ist, was ich Dir zu vertrauen habe!"

„So will ich denn — doch schweren Herzens —"

„Ja, mein Sohn — Deinem Vater zu Liebe — Deinem unglücklichen Vater!" rief Beiwart und fiel Otfried um den Hals.

„Lebt wohl! Auf Wiedersehen!"

„Leb' wohl! . . Nur zwei Worte noch mit dem Junker — ich folge Dir! . . ."

Dieser Abschied wurde in demselben Augenblicke genommen, in welchem ein tieferschütterndes Wiedersehen den Pächter Lotfahr mit seinen Kindern Remi und Burgei wieder zusammenführte.

Die Begrüßung des von der Sterbestelle des Weibes zurückkehrenden Vaters und seiner aus dem Thurm entlassenen Kinder war wortlos und deshalb um so ergreifender.

Stumm eilte man sich entgegen und umschlang sich weinend und von Schmerz zusammenzuckend. Nicht einmal die Rufe „Vater!" und „Meine Kinder!" wurden hörbar.

Wortlos, wie man sich begrüßt, ging man dann eine Strecke weiter, nach dem Pachthofe Lotfahrs zu. Der Pächter, in der Mitte gehend, hielt rechts den Sohn Remi in seinem Arme, links sein Töchterlein Burgei. In einiger Entfernung folgte Tobias, der den Auftrag hatte, das jüngste Kind aus dem Hause eines fernen Verwandten abzuholen . . .

Es war eine trauererregende Gruppe, die sich so über den Wiesengrund langsam hinbewegte — denselben Weg, den vor Wochen der Junker, vertraulich und schmeichelnd

an der Seite des Pächters ging, um ihn zu der verhängnißvollen Reise zu bewegen . . .

Obschon nach einer Weile Vater und Kinder ihre Sprache wieder fanden, so wurden dennoch nur wenige Worte des Schmerzes hörbar, bis man den Pachthof selbst erreichte und die große, liebe Familienstube betrat . . . Hier wich der Bann der Lippen, das Herz floß von Weh und Rührung über . . . .

„Hab' ich Euch? Hab' ich Euch?" sagte der Pächter, seine Arme noch einmal um den Hals der Kinder schlingend: „Getrennt hat man Euch von einander! Hunger und Durst hat man Euch leiden lassen!"

„Was ist das gegen die Leiden der Mutter?" sagte Remi: „Ach — und ist sie wirklich dahin? Und auch Ihr habt sie nicht wieder gesehen?"

„Als ich kam und ihr Schicksal erfuhr — war Alles vorüber," erwiederte Lotfahr bebend: „O, wir haben keinen andern Trost als den: ihren Leib konnten sie tödten, ihre Seele konnte keinen Schaden leiden! . . Burgei — mein Kind — was hast Du? Warum so unruhig?"

Burgei hatte sich von dem Arme des Vaters losgemacht und eilte an das Fenster und durch die Stube.

„Ich weiß nicht, wie mir ist!" rief sie: „Ich möchte nicht mehr leben! Ich möchte bei der Mutter sein! . .

Luft! Es wird mir zu enge hier und überall! . . O, was für eine Welt, die eine solche Mutter tödtet!"

Sie öffnete das Fenster und fuhr, von Weh oft stockend, unter Schluchzen fort:

„Hier stand sie noch zuletzt . . . und sah gerade hinaus — und sieht die Rumorknechte kommen und sagt zu mir: Burgei, dort kommen die Knechte, hast Du nicht gehört, wer in der Nachbarschaft was verbrochen hat? — Und bald treten die Knechte herein — sagen — daß sie die Mutter suchen — und sie lacht noch, weil sie irren oder scherzen; — und als sie Ernst machen und ihr die Hände binden wollen — wird sie blaß und wird roth, ergreift das Nächste und will sich standhaft wehren — in Zorn und Abscheu weis't sie die Verruchten aus dem Hause — ich rufe den Bruder, den Tobias, wer nur in der Nähe ist — und wie wir kommen und helfen wollen. . . Vater! Vater! Da ist die Mutter gebunden — die Arme über dem Rücken — kann nicht mehr weinen, nicht reden — sieht nur starr in die Luft zu Gott in die Höhe, was er da zulasse — und wie man sie fortführt — die Haare aufgelös't im Nacken — sieht sie nach uns und bringt nur die Worte hervor: Denkt an Eure Mutter!"

Burgei verfiel einem krampfhaften Schluchzen und rief dann in heftiger Wallung:

„O, daß wir so arm und ohnmächtig sind Nicht ruh'n noch rasten würde meine Seele, die zu verfolgen, die meine Mutter getödtet haben! Wer nie im Unglück gewesen, der weiß nicht, wie schlecht diese Welt ist, wie erbärmlich die Menschen sind!"

„Hätten wir Macht und Ansehen gehabt — wie leicht wäre der Mutter geholfen gewesen!" sagte Remi.

„Auch Geld — auch Reichthum, mein Sohn, hätte das Uebel abgeleitet!" bemerkte Lotfahr.

„Es wäre auch nicht zum Aergsten gekommen, wenn noch Muth und Wahrhaftigkeit zu finden wäre," rief Burgei: „Warum hat kein Nachbar die Mutter in Schutz genommen? Warum hat Keiner gewagt, zu sagen, daß er an die schwarze Anklage nicht glaube — daß er die Mutter nie Kreise ziehen, bei nächtlicher Weile nie Kräuter streuen geseh'n? Alle wußten die Wahrheit und Niemand hat Zeugniß für sie vor den Richtern gegeben! . . O Mutter, Mutter — wenn Du aus jener Welt auf uns herunter siehst — frag' unser Herz — wie dieses für Dich gesprochen hätte, wenn unser Zeugniß verlangt worden wäre! . . Aber es ist der Tag aller Tage noch nicht angebrochen. Du bist nicht mehr zu retten, Mutter, aber an Zeugniß Deiner Unschuld soll es nicht fehlen! Täglich, stündlich will ich Dein Bild den

Leuten vor Augen führen — will ihr Gewissen aufregen und sagen — seht hin — und so war sie — so habt Ihr Gottvergessenen sie in ihrer Unschuld verlassen! . . Ja fort! Es soll auch gleich geschehen!"

Lotfahr wollte die Aufgeregte beschwichtigen und zurückhalten, als sein Blick durch das Fenster fiel und schmerzlich betroffen haften blieb.

„Sieh dort, mein Sohn, wer kommt!" sagte er halblaut zu Remi.

„Der Graf!" sagte dieser überrascht und ungewiß, was er von dem Besuche halten sollte. . .

Graf Starrenberg, gefolgt von Burghardt, welcher eine große Papierrolle trug und von zwei Dienern, trat nach Kurzem wirklich in die Stube.

An der Thüre blieb er einen Augenblick stehen und blickte den Pächter schmerzlich an.

„Lotfahr!" sagte er dann mit bewegter Stimme.

„Herr Graf . . . O daß ich so vor Ihnen" . . . sagte der Pächter, einen Schritt entgegen tretend.

„Nicht doch — sagt: daß ich vor Euch mit so beschwerter Seele treten muß!" erwiederte der Graf: „Hat nicht mein eigen Blut — mein Sohn — so schwer an Euch gesündigt?"

Er kam dem Pächter näher und fuhr fort:

„Erlaßt mir Worte, mein Leid und Mitleid zu

gestehen . . . Eine kleine Gabe — freilich zu klein, um Euren Schmerz zu lindern — erlaubt mir Euch zu bieten." . .

Die Papierrolle aus Burghardt's Händen nehmend, setzte er hinzu: „Seid Herr von einem meiner Güter — und hört im Angesichte Gottes meinen Schwur: den Schuldigen, sofern sie Menschenarm erreichen kann, soll ihre Stunde schlagen!"

„Herr eines Rittergutes?" dachte sich Remi: „Wie schnell geht da des Vaters Wunsch nach Reichthum in Erfüllung!"

„Ihr aber, Remi Lotfahr," wandte sich der Graf zu diesem: „Erlaubt, daß ich der Führer Eures Schicksals werde. Groß ist mein Einfluß, wo ich nützen will . . Den schnellsten Weg zur Bildung und zu Anseh'n führ' ich Euch!"

„Wie soll ich danken?" erwiederte Remi.

Der Graf überhörte diese Frage und wendete sich zu Lotfahr zurück.

„Euer Töchterlein — wo habt Ihr es?" fragte er.

Aber statt einer Antwort erhob sich Lärm in der Ferne, der sich wie die Windsbraut näher wälzte. Man konnte deutlich die Rufe vernehmen: „Haltet sie! Nieder mit der Frechen! Steiniget sie!"

„Was ist das?" sagte der Graf und eilte an das Fenster: „Ein förmlicher Aufstand!"

„Würget sie!“ schrie das aufgeregte Volk bereits vor der Thüre: „Reißt sie in Stücke! Das Hexenkind! In Stücke mit Ihr! In Stücke!“

Die Thüre sprang auf und Burgei, von einer wüthenden Schaar verfolgt, stürzte in die Stube; — aber die Gefahr, in der sie schwebte, hatte sie keineswegs eingeschüchtert, denn sie wendete sich, unbekümmert um den Besuch in der Stube, gegen die verfolgende Schaar und rief im Tone des heiligsten Zornes:

„Ihr Feiglinge und Wichte! Nur herbei und tödtet die Wahrheit auch, nachdem Ihr die Unschuld getödtet!“

Nun wollte das Volk selbst in die Stube dringen, um sie zu ergreifen, nur der Anblick des Grafen, der drohend entgegen trat und sagte: Keinen Schritt weiter! Zurück!“ bannte es wieder an der Schwelle fest.

„Helfershelfer des Mordes! Knechte des Wahns und Aberglaubens!“ fuhr Burgei fort: „Alle wußtet Ihr, daß meiner Mutter kein Fehl anhing, ihr kanntet sie als Muster der Unschuld, des Glaubens; und ihr floht vor dem Zeugniß, zu dem Euch Gott berufen! Elende, Undankbare! Manche haben den Segen der Wohlthat vor unserer Thüre genossen — gingen erbaut und beglückt von den Worten der gütigen Mutter — und als die Tage des Unglücks kamen — floht Ihr! gabt falsches Zeugniß gar

Ließt meine Mutter verrathen, fangen, richten — sterben! — mein Mütterlein sterben! — in Rauch und Flammen verderben! .. Sterben! .. Mein Mütterlein sterben!" ..

Hier verfiel Burgei von der höchsten Aufregung in krampfhaftes Schluchzen und brach schmerzlich zusammen. . .

II.

Nach Jahren.

Erstes Capitel.

Umschau.

Wenn eine friedliche Stadt oder Gegend, jählings aufgeschreckt durch ein Verbrechen, eine Zeit lang in Aufregung, Entrüstung, Neugier und Theilnahme für die Betroffenen dahingelebt, beruhigen sich nach und nach die Gemüther wieder und das Leben und Treiben der Menschen nimmt den friedlichen Charakter von früher an; erst wenn die Richter ihr stilles Werk der Untersuchung vollendet haben und die Gerichtssäle die That mit allen ihren Motiven, psychologischen Räthseln und erklärenden Umständen dramatisch wieder aufleben lassen, erwacht auch die volle Kraft der Neugierde wieder, die Gerichtssäle werden belagert und erstürmt; die Blicke, glühend von sittlichem Zorn, suchen den Mörder auf der Anklagebank und zucken vor Grauen, indem sie ihn ersehen . . .

So haben auch wir die Gegend um Bingerbach in großer Bewegung nach einer schauderhaften, empörenden That gesehen und verlassen.

6*

Allein die Ruhe der Gemüther mußte hier um so früher wiederkehren, als das Verbrechen an der Pächterin in den Augen des Volkes den Schein der Gesetzlichkeit hatte und mit den Tag des 1. Juli als abgethan betrachtet wurde. Zwar vernahmen die Leute mit großer Ueberraschung, daß der vielgefürchtete Schloßamtmann mitsammt seinem Sohne entflohen sei, der Junker auf dem Schlosse in Verhaft sich befinde und der Graf energische Anstrengungen mache, die Schuldigen und den letzten Grund des Verbrechens zu entdecken; die Spannung wuchs, indem die Leute eines Tages vernahmen, der Gefährte und Hausfreund des Junkers, Braggen, sei es gewesen, der als Mönch der Pächterin die Kräuter und Gebete geschenkt, die ihr verderblich werden sollten; — allein indem sich bald darauf die Nachricht verbreitete und bestätigte, daß es Braggen gelang, aus dem Thurm zu entfliehen und daß des Junkers Haft in mehrjährige Verbannung aus der Nähe des Vaters verwandelt worden sei: da hielt man auch diese Nachuntersuchung für geschlossen. Für das Volk war es entscheidend, daß die Zeugen gegen die geopferte Lotfahr fest bei ihren Aussagen beharrten, daß sie auch jetzt noch behaupteten: sie habe Milch in Blut verwandelt, in ihren schönen Augen den bösen Blick gehabt u. s. w. Und so legten sich die Wogen der Bewegung nach und nach und das Vergangene wurde fast vergessen

über dem äußern Glücke, welches sich dem Hause Lotfahr in einer an Wunder gränzenden Fülle zuwendete . . .

Nach einigen Monden bereits war es höchst wahrscheinlich, daß in Sachen der unglücklichen Lotfahr sich kein Gerichtssaal mehr aufthue und das Verbrechen mit erhöhtem Interesse vor die Schranken fordern werde. Diese Ansicht stand nach einem Jahre bei Jedermann fest und noch lange nachher ereignete sich nichts dem Widersprechendes . . .

Allein es gibt einen Richter. Wo das Auge der irdischen Wachsamkeit sich schließt, bleibt das allsehende Auge dieses Richters noch offen und nicht in geschlossenen Räumen, hinter Schloß und Riegel führt er seine Untersuchung, sondern in Feld und Wald, in Hütte und Palast, mitten in Freuden und Festlichkeiten der Welt. Wo der Schuldige in sicherem Behagen auf weichem Divan sich wiegt, an äußeren Ehren reiche Ernte hält und mit triumphirendem Blicke die Ohnmacht irdischer Gerechtigkeit betrachtet: gerade da stellt der ewige Richter die Anklagebank plötzlich vor den Schuldigen, als Kläger erscheint das menschliche Herz und das Urtheil spricht wie im Kaufmann von Venedig ein jungfräulicher Mund . . . Und so trat auch eines Tages in Sachen der Pächterin Lotfahr der große wunderbare Gerichtshof unerwartet ein und traf die Schuldigen, wo sie's am wenigsten erwarteten . . .

Halten wir, bis dieser Tag erscheint, bewegte Ein-

kehr bei Denjenigen, die wir im höchsten Jammer einst verlassen haben.

Wir entsinnen uns, daß Lotfahr und seine Kinder mitten in ihrem Weh um die Verlorene nach drei Idealen blickten: Reichthum, Macht und unbeugsame Wahrhaftigkeit. Durch sie, war ihre Meinung, hätte die Geopferte gerettet werden können; durch sie würden sie im Stande sein, für sich und Andere Sicherheit und Wohl zu bereiten.

Von Kilian Lotfahr wissen wir, daß seine Sehnsucht nach Reichthum fast zur Stunde, da er sie aussprach, Erhörung fand; Graf Starrenberg beschenkte ihn mit einem seiner schönsten Güter.

Wie aber gingen die Gelüste seines Sohnes nach Macht und Anseh'n in Erfüllung? Was erntete die arme Burgei für ihre Liebe zur Wahrheit, die der Welt so unbequem zu werden pflegt? . . .

Lassen wir uns zunächst mit dem Eintritt in das Vaterhaus genügen; soll hier Wohl und Weh der Kinder nicht am besten zu erfahren sein? . . .

Allein was bedeutet das! Ist ein unerhörtes Wunder geschehen? Ein feenhaftes Schloß erhebt sich vor unsern Blicken; ein Fest wird vorbereitet, wo wir zwar glückliche Menschen, aber in bescheidener Stille lebend, zu finden hofften? . . . Doch treten wir ein . . . .

Zweites Capitel.

Zwei alte Bekannte.

Im Schlosse Lotfahrs ging es in der That recht munter her.

Die sämmtliche Dienerschaft mit Hilfspersonal war aufgeboten, Zimmer, Gänge und Treppen zu schmücken, insbesondere der neuerbaute Gartensalon war für allen erdenklichen Festschmuck ausersehen.

Um elf Uhr Morgens erklang dieser schöne Raum von dem tollen Liede einer Anzahl Diener, welche Kränze an die Wände hingen, Blumengewinde um Fenster und Thüren schlangen und bunte Lampen dazwischen befestigten.

Tobias — früher wohlbestallter Schäfer und nun eine Art Oberster der Diener, erschien etwas später und brachte eine Flasche Bordeaux, die er auf ein Tischchen stellte, welches bereits alle Bestandtheile eines feinen Gabelfrühstückes enthielt.

„Macht vorwärts!“ rief Tobias: „Es ist höchste Zeit!“

„Was sagt der ehemalige Lämmerhirt?“ lachte der Diener Philipp.

„Der gnädige Herr will hier gabelfrühstücken,“ sagte Tobias: „Beeilen sollt ihr Euch!“

„Das haben wir uns grad vorgesungen,“ spottete Philipp.

„So tanzt auch darnach,“ rief Tobias.

„Zum Tanzen gehören Zwei, da hab' ich mein Lieb' schon in der Hand,“ sagte Fritz, der einen aufgehangenen Kranz von der Wand nahm.

„Was nimmst Du diesen Kranz wieder herunter?“ fragte Tobias.

„Ich will ihn oben im Saal aufhängen,“ sagte Fritz und ging davon.

„Ich wette,“ dachte Tobias „der nimmt den Kranz auf seine Stube und hängt ihn dort um sein affröses Conterfei!“ Aber schon zog der Philipp seine Aufmerksamkeit in schlimmerer Weise auf sich: „Den Wein, den Du wegnimmst, hat der gnädige Herr befohlen!“ rief er.

„Mir hat er befohlen,“ sagte Philipp „ich soll ihm Flasche und Glas in die Kastanienallee bringen!“ Er nahm auch wirklich das Glas noch dazu und entfernte sich.

„Der Flaschenmarder zieht sich in seine Kammer

zurück und läßt sich's wohl sein auf des Herren Unkosten!" rief Tobias grimmig-betrübt.

Doch konnte er der Kühnheit Philipps keine längere Aufmerksamkeit widmen, indem die Frechheit des Dieners Anton seinen erhöhten Zorn auf sich zog.

„He da!" rief er: „Um Gottes willen! Das Huhn ist ja für den gnädigen Herrn, der hier gabelfrühstücken will!"

„Er hat mir befohlen, ihm das Brathuhn in's chinesische Gartenhaus zu bringen und zwei Stücke Kuchen dazu!" Anton steckte auch noch zwei Stücke Kuchen in die Tasche und entfernte sich. „Hier zieht's!" sagte er lachend an der Thüre . . .

Tobias war starr vor Entrüstung und sagte nach einer Weile:

„Ja, hier zieht's; — so zieht ab, ihr heilloses Volk, das nicht werth ist, von der Sonne beschienen zu werden! Gar kein Zweifel, der Schurke zieht sich zur Frau Gemahlin und Fräulein Tochter hinüber und die vornehme Bedientenfamilie verzehrt in aller Ruh das Frühstück ihres Herrn! . . O! seitdem mein guter Herr auch gar nichts mehr hören kann, was ihm unangenehm ist, geht Alles krumm und schief . . . Und Burgei, Burgei — soll man wünschen, daß sie wieder kommt? . . Was wird noch werden!"

Tobias entfernte sich aus dem Gartensalon in dem Augenblicke, als ein junger Fremder, in höchster Verwunderung um sich blickend, aus dem Garten hereintrat . . .

„Welch' eine Pracht! Welch' ein Glanz!" sagte der Fremde vor sich hin: „Träum' ich denn wirklich nicht? Ich bin im Hause des Pächters Kilian —? O, meine Hoffnungen sinken; was bedeute ich jetzt noch? Was soll mein Anliegen hier?"

Er blieb in Gedanken stehen, während Tobias mit einer Flasche Wein, einem Huhn und Gepäck wieder zurückkam.

„Es ist nur ein Glück," brummte dieser „daß die Wirthschaft immer vor die Riß stehen kann! Wenn der gnädige Herr ein Huhn essen will, wird immer ein Dutzend nebenher gebacken, damit sich wenigstens Eines mit heiler Haut bis zu ihm durchschlägt. Denn was ungerupft aus der Küche kommt, holt der Anton knapp vor der Thürschwelle weg; was dem Anton entgeht, fällt sicherlich dem Philipp in die Hände; was dem Philipp wie ein Wunder entschlüpft, ist ganz gewiß Fritzens Beute. Nur wenn sie Alle die Hände so voll haben, daß sie nichts mehr halten können, geht der Rest trockenen Fußes durch ihre Reihe!"

Er erblickte den Fremden und wendete sich an ihn: „Mein Herr . . ."

„Ich geh' wohl irre in dem großen Haus?" sagte dieser.

„Es kommt darauf an, ob Ihr meinen Herrn, den Gutsbesitzer Lotfahr sucht?"

„Den suche ich — und siehe da! Bist Du nicht Tobias, früher Schäfer auf dem gräflichen Pachthof?" rief der Fremde und reichte ihm die Hand.

„Alle guten Geister steht mir bei!" rief nun auch Tobias — „Seid Ihr nicht . . ."

„Ich bin Otfried, des Schloßamtmannes Sohn... Ich bin wohl recht unerwartet wieder da?"

„Ei, du meine liebe Noth," sagte Tobias freudig aufgeregt: „erlaubt doch, daß ich Euch die Hand gebe — wir haben uns in schlimmer Zeit zum letzten Male gesehen!"

„Am Todestag der armen Pächterin. Dann — es wird seltsam aufgenommen worden sein — bin ich mit meinem Vater verschwunden und habe bis heute nichts von mir hören lassen."

„Es ist oft von Euch die Rede gewesen," sagte Tobias verlegen: „Man hat sich recht verwundert . . ."

„Hat mein Verschwinden als Flucht ausgelegt — als feiges Verlassen meiner Freunde, die im Unglück waren?" fragte Otfried lebhaft forschend.

„Nein. Man hat Euch beklagt, Herr Otfried. Man

hat gefürchtet, Euch sei ein Unglück zugestoßen . . . Wenigstens die Burgei hatte nichts auf Euch kommen lassen."

„Hat sie das? . . O diese Hoffnung hat mich aufrecht halten müssen!" sagte Otfried erleichtert. „Aber genug — ich bin wieder da. Ich werde mich rechtfertigen . . . Sag' mir vor Allem — wie ist diese große Veränderung möglich geworden? Man traut ja seinen Augen kaum. Was für ein Palast! Welche Gemächer, Gartenanlagen — welch' ein Ueberfluß an allen Orten!"

„Ja, es ist ein hübscher Wittwensitz — wir haben was aufgesteckt seitdem," sagte Tobias stolz.

„Wie ist das zugegangen?"

„Nach dem Sprichwort: wo Tauben sind, fliegen Tauben hin. Wie nur der rechte Anfang einmal gemacht war, dann ging das Andere wie von selber . . . Erst hat der Herr Graf meinem Herrn dieses Gut geschenkt und der Segen ist ihm dann auf Schritt und Tritt gefolgt. Wenn Jemand sagen wollte, er habe das Wachsen des Reichthums gesehen, so würde er etwas sagen, was nicht möglich ist. Das Ding nahm so von Tag zu Tag zu, man wußte nicht, wie? Hätten sich Lotfahr's Felder vor ihren Nachbarfeldern nicht genirt, ich glaub', sie hätten im Jahr drei Ernten geliefert. Wenn Mißwachs rund herum Alles verdarb, stand auf Lotfahr's Fluren Alles

in Pracht und Herrlichkeit da. Wenn mein Herr kaufte, standen die Preise niedrig, wenn er verkaufte, schnellte die Frucht um ein Drittel in die Höhe; — eines Tages gar . . ."

„Nun?"

„Nein — nicht eines Tages; — kein Mensch kann sagen, wann es angefangen, bei Tag oder Nacht . . . Auf einmal war mein Herr über den Reichthum anderer Menschenkinder wie mit Pferden hinweg, hatte mehr als er selbst wußte und der Kreuzer, den er fortschickte, kam als Gulden wieder zurück . . . Einige meinen, Herr Lotfahr habe beim Umbau des Hauses einige Dutzend Stück-Fässer Gold im Keller gefunden — Andere glauben steif und fest, es gehe nicht mit rechten Dingen zu."

„Tobias! Noch immer solche Gedanken?"

„Lassen wir's gut sein — etwas kann immer auch d'ran sein . . . Kurz und gut, mein Herr war auf einmal das Wunder für Reich und Arm — der Gold- und Silberkönig der Gegend — eh' man sich's versah, stand dieses neue Schloß fix und fertig da — mein Herr, der vor Jahren nicht wußte, wo sein Haupt an eine Brust zu legen, hat jetzt Freunde die Hülle und Fülle, sie stoßen Einem wie Mücken in die Augen, Edelmann und Bauer streiten um die Ehre, von Herrn Kilian Lotfahr gekannt zu sein . . . O, lieber Herr Otfried! — wie lernt man da die Menschen kennen!"

„Es hat sich Dein Herr wohl auch recht verändert?“ fragte Otfried nicht ohne Sorge.

„Verändert?“ sagte Tobias nachdenklich - verlegen: „Ja, verändert hat er sich . . .“

„Ist stolz, ist hochfahrend geworden?“

„Stolz und hochfahrend? . . Wär' er's — vielleicht wär's besser.“

„Oder eitel — ehrgeizig?“

„Erwiesene Ehre thut ihm wohl. Es schmeichelt ihm, wenn hochgeborene Leute aufmerksam sind —“

„Man wird diese schwache Seite zu benützen wissen!“

„Herr Otfried!“ sagte Tobias und ergriff Otfrieds Hand — „Nichts mehr von meinem Herrn — der mein Herr ist, wenn er auch mein allzu nachgiebiger Herr ist!“

„Und sein Sohn Remi?“ fragte Otfried: „Er muß ein rüstiger junger Mann sein! Der greift wohl seinem Vater recht unter die Arme?“

„Sein Sohn Remi,“ erwiederte Tobias mit geheimnißvollem Respect und blickte vorsichtig um: „O, Herr Otfried — Respect! Der hat keine Zeit, sich hier im Hause seines Vaters umzuthun; bei dem will's höher hinaus — da heißt es, Amt und Würden erwerben — Macht und Ansehen — Einfluß an maßgebenden Stellen!“ schloß er mit weihevollem Pathos.

„Ist's möglich?“ rief Otfried. „Kann er denn glück-

licher — angesehener werden, als inmitten des väterlichen Reichthums hier?"

„Was hilft das Alles!" sagte Tobias: „Jeder Mensch hat so seinen eigenen Spiritus — so auch Herr Remi. Ihn treibt's an den Hof — unter die Betitelten! Kaum ist er von der Universität gekommen, hat ihn der Herr Graf an den Hof in Baireuth empfohlen und da ihm sein Vater schöne Koffer Geld nachschickt, so ist er im besten Zug — etwas wie ein Staatsrath zu werden!"

Otfried war von dieser Mittheilung schmerzlich berührt. „Lautet nicht die Nachricht über sie besser," dachte er: „dann führt mein Wanderstab wieder dahin, woher er gekommen."

Laut setzte er hinzu: „Noch eine Frage, Tobias . . . Wie geht es — der Schwester Remi's — der Burgei?"

Tobias schreckte zusammen, dann sagte er verlegen und betrübt: „Nun, es geht an . . . Muß schon gut sein . . . Dank der Nachfrage . . ."

„Hast Du nichts Gutes zu berichten?" rief Otfried.

„O ja . . . Wie man will," sagte Tobias, immer verlegen: „Man sollte nicht viel davon reden . . ."

„Warum?" fragte Otfried in höchster Spannung: „Was ist geschehen?"

„Manches — Vieles — Nicht viel Gutes ...“ brachte Tobias zögernd hervor.

„Was ist aus der Burgei geworden? Was haben Reichthum und Erziehung aus ihr gemacht?“ sagte Otfried lebhaft.

Tobias rang noch einen Augenblick mit sich, dann sagte er: „Ein wildes, unbändiges, unglaubliches Wesen, wie die Welt, so lange sie steht, noch keines gesehen!“

„Burgei war immer frisch und munter — aber auch lieb und wacker,“ sagte Otfried betroffen.

„O, wacker ist sie noch — wackrer als Alle — wir Beide eingerechnet,“ sagte Tobias mit aufrichtiger Wärme.

„Nun, dann hat etwas Wildheit mehr oder weniger nichts auf sich,“ bemerkte Otfried beruhigt.

„Ach, Herr Otfried — gerade so habe ich auch gedacht — aber zu viel ist zu viel. Der Lärm und Verdruß alle Tage im Haus — man muß doch auch als Mensch neben dem Menschen leben ...“

„Genug, genug,“ fiel Otfried in die Rede: „Ich will sie sehen — sie selbst! Von ihr selbst will ich hören ... Wo ist sie?“

„Die Burgei?“ fragte Tobias verlegen — und deutete gegen den Boden: „Wohl geborgen und aufgehoben ...“

„Todt?" rief Otfried entsetzt.

„Was fällt Euch bei? . . Ich meine, wohlgeborgen, hinter Schloß und Riegel, wo sie endlich Art und Schick lernen wird . . . Sie ist im Kloster!"

„Um Nonne zu werden?"

„Non. Ne. Ich meine, in einer Klosterschule."

„Hat man keine Erzieherin gefunden, um sie daheim zu unterrichten?"

„Erzieherinnen genug. Was nur gut und theuer war," sagte Tobias. „Die erste Gouvernante war eine Französin, die man mit Gold aufgewogen — aber was half's? Nach acht Tagen hat sie die Burgei eine — oie — zu deutsch — eine Gans genannt!"

„Die Erzieherin benahm sich wahrscheinlich darnach?"

„Richtig war's nicht mit ihr. Sie sprach immer nur französisch — von ihrem unbeschreiblichen Frankreich, von der — wie nannte sie das Ding nur — Civilisation — und daß der Franzos der erste Mensch unter den Menschen ist — daß wir Deutsche zum Drittheil dumme Bären sind — — und dabei verlangte sie in Einem Athem, daß man ihr ein Körbchen Hühnereier vom Kirschbaum hole!"

„Die Gattung ist bekannt!" sagte Otfried.

„Die zweite Gouvernante war eine Engländerin."

„Wie ging's mit dieser?" fragte Otfried, den die Mittheilung zu unterhalten anfing.

„Gar nicht viel besser. Nach vierzehn Tagen hatte sie ihren Spitznamen auch weg — Burgei nannte sie nur Lady Beefsteak!"

„Warum?" fragte Otfried lachend.

„Weil sie Tage lang kein Wort sagte. Immer auf Einem Fleck sitzen blieb. Alle Tage dicker wurde. Des Tags dreimal Beefsteak aß und zwei Kammermädchen zur Bedienung brauchte."

„Warum gab man ihr keine deutsche Erzieherin?"

„Warum? — Warum? . . . Wahrscheinlich, weil sie ohnehin mit den Leuten zu aufrichtig deutsch geredet!"

„Ich verstehe. Man wollte aus der Burgei ein Kunstgeschöpf machen, in dem kein gesunder Gedanke, kein wahres Gefühl mehr aufkommen kann. Dagegen wehrte sie sich aus allen Kräften und man hat sie wohl mit Gewalt in die Mauern eines Klosters geschleppt?" rief Otfried in gehobener Stimmung.

„O nein," sagte Tobias: „Sie ließ sich Alles gutwillig gefallen — fast war es ihr freier Wille, von hier fortzukommen. Sie machte den Andern und die Andern ihr das Leben sauer, daß nichts weiter übrig blieb . . . Wie Burgei von dem Vater Abschied nahm — ich werd' es mein Lebtag vor Augen sehen — wie eine Trauer-

weide ließ sie Kopf und Arme hängen und sagte: „Vater, in Gottes Schutz empfehl' ich dieses Haus und Euch. Lebt wohl und möge es Euch ohne Burgei besser werden!"

„Genug!" rief Otfried in großer Bewegung: „Nur das Eine sage mir noch: — Wo? in welcher Klosterschule ist Burgei gefangen?"

„Still! Still!" erwiederte Tobias und blickte nach der Treppe, die vom Schloß in den Gartensalon herunterführte: „Dort kommt der gnädige Herr — wenn Ihr ihn sprechen wollet . . ."

„Laß mich erst an seinen Anblick mich gewöhnen . . . Wie verändert — wie gedrückt und nachdenklich! . . . Komm, laß' uns da zurücktreten . . . Wo geht er eben hin?"

„Er kommt und wird hier gabelfrühstücken," sagte Tobias.

„Gut — komm' ein wenig bei Seite . . ."

Beide traten in die Ecke eines Seitenganges und beobachteten Tobias Lotfahr, nunmehrigen vielgenannten, vielgerühmten und vielbelobten Gutsbesitzer und Millionär . . ."

Drittes Capitel.

Der Pächter als Missionär.

In dem Augenblicke, da sich Otfried und Tobias als stille Beobachter zurückzogen, erschien im Garten der Administrator des Schlosses, Schermann, in der Hand einen Bund Bittschriften und hinter sich eine Anzahl arg zerlumpter Armer als Gefolge.

„Nur herein da!" rief er diesen mit rüdem Tone zu: „Stellt Euch neben einander in Reih' und Glied! Es muß ein malerisches Tableau geben! Das Herz, das Euch erblickt, muß sterben wie Cäsar — an dreißig Dolchstichen — ich glaub', so viele waren es!"

Dann trat er von der Gruppe weg und raisonnirte für sich:

„Sage mir noch Einer, daß die Armuthei zu gar Nichts auf der Welt ist! Seit ich zum Amt eines Administrators auch noch die Sinecure eines Armenvaters erhalten, bin

ich ein gemachter Mann. Ich stelle Tableaux mit der malerischen Tracht der Armuth — predige den Zorn des Gerechten über den Geiz der Reichen — dreh' meinem Herrn des Tages dreimal das Herz im Leibe um vor Mitleid — und werde so zum wohlhabenden — sehr wohlhabenden Mann!"

Bei diesen Worten erblickte er den in den Salon getretenen Lotfahr und trat an die offene Thüre, um geeigneten Augenblickes in den Salon einzudringen. . .

Kilian Lotfahr, ohne Ahnung von der Gegenwart einiger Zeugen seines stillen Ganges, trat langsam in den Salon und hing ernsthaften Gedanken nach.

Er schien, wenn man von dem etwas „angereiften" Haar an den Schläfen absah, wenig gealtert zu sein, die Gesichtsfarbe war blühend und die Röthe der Wangen hatte etwas Verwandtes mit der Röthe, die der erlaubte Genuß feiner Weine erzeugt. Der kräftigenden Arbeit eines Pächters seit Jahren überhoben, konnte er freilich die straffe Haltung von früher nicht mehr zeigen, allein seine Erscheinung war noch immer stattlich genug und wurde durch die feine, sorgfältig geordnete Toilette zu einer würdevollen, angenehmen.

„Nur jetzt eine ruhige Stunde," sagte Lotfahr für sich hin. „Die gute Luft — der schöne erquickende Morgen — der Duft von Kräutern und Blumen . . ."

Aber schon mußte er den einen Theil der Zeugen entdecken, der gekommen war, ihn hier zu überfallen.

Schermann war aus dem Garten in den Salon getreten und kam unter devoten Verbeugungen mit seinen Bittschriften näher.

„Was bringt Ihr, Schermann?" fragte Lotfahr, welcher sich unter Zeichen des Unbehagens an den Tisch gesetzt hatte: „Was sind das für Schriften?"

„Bittschriften, gnädiger Herr — dringende Bittgesuche," sagte Schermann und faßte sichere Position neben Lotfahr.

„Den Inhalt, Schermann! — den Inhalt! . ."

„Da erfleht Einer, den man um Haus und Hof processiren will, eine kleine Hilfe von fünfzig Gulden . . Der Mann hat Familie — hat viele Kinder . . ."

„Bewilligt, Schermann, bewilligt!" sagte Lotfahr bewegt und unruhig. „Was weiter?"

„Einer Häuslerin ist die einzige Kuh gefallen — Sie fleht um Gotteswillen, ihr wenigstens zur Hälfte diesen Schaden —

„Bewilligt, Schermann, bewilligt!" —

„Hier ist ein Zimmermann vom Dache gefallen und lange erwerblos — die Familie — die unglückselige Familie bittet . . ."

„Laßt ihr 100 Gulden auszahlen . . . Aber genug

für jetzt. Legt mir die übrigen Schriften auf mein Zimmer — ich will jetzt . . ."

„Nach Befehl, gnädiger Herr," sagte Schermann, richtete sich straff empor und setzte hinzu: „Nur gönnen Sie dem leibhaftigen Elend noch einen Blick und helfen Sie auch hier!"

Dabei zeigte er nach der Thüre in den Garten, wo sich die Armen in Lumpen aufgestellt hatten.

„Was ist das?" rief Lotfahr, indem er erschrocken zusammenfuhr: „So viel Elend birgt die Umgegend noch?"

Er zog seine Börse, reichte sie Schermann mit abgewandtem Gesichte hin und sagte:

„Da nehmt und vertheilt! Laßt Jedem zu essen reichen! Laßt sie kleiden, Schermann!"

„Groß und wohlthätig, wie immer!" sagte Schermann und verneigte sich dankend; wieder aufrecht stehend, rief er den Armen barsch zu: „Fort jetzt!" und indem er diesen folgte, ließ er noch die für Lotfahr hörbaren Worte fallen:

„Ja, hier lebt wahr und wahrhaftig ein Vater der Armen!" . .

Das schien für Lotfahr indessen ein geringer Trost zu sein.

„Was ich auch gebe," sagte er, tief beunruhigt und be-

wegt: „Es ist wie ein Tropfen auf heißem Stein. Die Armuth taucht in immer neuen Gestalten auf . . . Thäten auch Andre nach ihrem Vermögen — es müßte wohl zu helfen sein . . . doch will ich allein fortfahren und nicht ermüden. . ."

Er wollte nun ernstlich an sein Gabelfrühstück, als ihn eine neue Meldung vollends um Ruhe und Appetit brachte.

„Baron Reding und Sohn wünschen die Ehre zu haben," meldete Philipp.

„Aber mein Gott . . . Ich hätte der Ruhe so sehr bedurft . . . Ich hätte" — sagte Lotfahr auf's Unangenehmste überrascht und mit sich kämpfend.

Er nahm einen Anlauf zu dem Entschluß, sich verleugnen zu lassen und sagte:

„Melde den Herren — ich sei so eben — ich würde" — Aber er erschrak über die Kühnheit so großen Herren gegenüber und befahl endlich, den Herren zu sagen, daß er sogleich die Ehre haben werde, sie zu empfangen.

„Lebt man einmal in dieser Welt nnd für diese Welt, so muß man auch seine Opfer für sie bringen." Mit diesen Worten erhob sich Lotfahr von dem Frühstückstische und trat, ohne einen Bissen genossen zu haben, seinen Leidensweg an . . .

Otfried hatte gerade genug gesehen, um zu erfahren, daß Kilian Lotfahr, weich gemacht durch die Heimsuchungen seines Lebens und eingedenk der großen Verantwortung, die ein durch äußere Glücksgüter auffallend gesegneter Mensch über sich nimmt, wenige frohe Augenblicke und wenige ruhige Stunden mitten in seinem Glücke genieße.

„Wer ist dieser Baron von Reding?" fragte er Tobias, aus dem Versteck wieder vortretend: „Ist er ein bekannter Gast des Hauses?"

„Das Bedientenvolk zählt ihn zu den Anbohrern," erwiederte Tobias mit einem Lächeln, das deutlich zeigte, daß er diesmal mit dem „Dienervolk" Einer Meinung sei.

„Was heißt das: Anbohrer?" fragte Otfried.

„Nun, Menschen, die nur kommen, weil sie vom gnädigen Herrn was herausbohren wollen: Geld, Protection oder —"

„Was noch?"

„Die einzige Tochter — die Burgei!"

„Wie?" rief Otfried erblassend — „Um die Hand der Burgei wird geworben?"

„Das will ich meinen," erwiederte Tobias. „Das Volk — die Brautwerber — machen dem gnädigen Herrn das Leben erst recht sauer. Früher hat er sie einfach an

die Burgei gewiesen — die hat sie aber mit Trommeln und Trompeten aus dem Hause getrieben; jetzt beißen sie sich wie die Zecken in die Seiten des Herrn und er weiß sie gar nicht loszubringen!"

„Und Lotfahr's Gaben für die Armen?" sagte Otfried, um von dem beunruhigenden Gegenstande loszukommen: „werden sie den Armen auch wirklich gegeben?"

„Ei Gott bewahre," sagte Tobias. „Die Armen sind froh, wenn vom Silbergulden ein rother Kreuzer auf sie trifft. Wozu wäre Herr Schermann da, bei dem es heißt: scheer', lieber Schermann, die Schafe, so lange die Schurzeit dauert!"

„Leb' wohl, Tobias!" sagte Otfried und machte Miene, seinen Wanderstab weiter zu richten.

„Ihr wollt fort, Otfried? Ihr wollt Euch dem gnädigen Herrn gar nicht zeigen?" fragte Tobias.

„Ich habe noch einen Gang für jetzt ... Auch muß ich mich ein wenig erholen, fassen," erwiederte Otfried. „Sage Niemand ein Wort, daß ich hier war. Ich komme wieder — heute noch, Tobias — heute noch — leb' wohl! . ."

Viertes Capitel.

Junkerliche Brautwerbung.

Indem sich Otfried nach dem Garten entfernte und rechts in eine Allee einbiegen wollte, sah er Kilian Lotfahr in Begleitung des Baron von Reding und seines Sohnes, eines junkerlichen Exemplares reinster Gattung, dieselbe Allee herunter kommen.

Es war ihm die beste Gelegenheit geboten, die Leidensgeschichte Lotfahr's von einer neuen Seite kennen zu lernen — er zog es aber vor, sich unbemerkt und so rasch als möglich aus dem Garten zu entfernen, um ungestört über seine nächsten Schritte einen bestimmten Entschluß zu fassen.

Mit Otfried entfernte sich der einzige Zeuge und mögliche Störer einer Unterredung, welche, von Seite Redings mit großer Würde und Feinheit eingeleitet, keinen geringern Gegenstand behandelte, als — die Bewer-

bung des jungen Röding um die Hand der Tochter des Hauses . . .

„Also, wie gesagt, Herr Lotfahr," bemerkte Herr von Reding eben: „Ruhe haben wir im Grabe — im Leben aber soll es keinen Stillstand geben!"

„Keinen Stillstand, Herr Baron —" sagte Lotfahr, im feineren Benehmen noch unsicher und sehr ehrerbietig gegen den Baron: — „Keinen Stillstand, wenn ich recht verstanden habe."

„Ihre Verhältnisse sind glänzend," fuhr von Reding fort: „Man schätzt sich's zur Ehre, in Ihrem Hause aus- und ein zu gehen . . . Es gibt einen Ehrgeiz, der mit dieser Stufe von Auszeichnung zufrieden wäre. Aber im Leben soll es keinen Stillstand geben — und an Ihnen liegt es jetzt, einen Schritt zu neuer, höherer Ehre zu thun."

„An mir, Herr Baron — wenn ich recht verstanden habe," sagte Lotfahr.

„Rund heraus — Ihre Kinder müssen einen Stand höher heirathen, Ihre Enkel müssen unter den Edelleuten des Landes genannt werden!"

„Unter den Edelleuten des Landes —" sagte Lotfahr geschmeichelt und verlegen: „wenn ich recht verstanden habe."

„Ja. Und Ihr schönes Töchterlein muß den Anfang machen!"

„Meine Burgei . . .“ sagte Lotfahr: „Dazu gehörte freilich, daß ein junger Edelmann sich entschließen könnte — — und nebenbei bemerkt, daß auch meine Tochter ihren freien Willen . . .“

„Wir sind unter uns,“ fiel ihm der Baron in's Wort. „Wir können überflüssige Rücksicht fallen lassen. Ich habe mich entschlossen, Ihnen den Weg zu einer höheren Verbindung zu ebnen und stelle — meinen eigenen Sohn — einen Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle — zur Verfügung.“

„Den Herrn Sohn?“ fragte Lotfahr, keineswegs im Tone angenehmer Ueberraschung.

„Ja!“ ließ sich der junge Reding im märkischen Junkertone vernehmen. Er hielt es nicht der Mühe werth, bei diesem Worte sich umzuwenden, sondern blieb, seinem Vater und Lotfahr den Rücken zuwendend, seitwärts stehen und betrachtete, in der rechten Hand eine Reitpeitsche, die Linke tief in der Hosentasche, wie früher die Gegenstände an der Wand.

„Die Ehre ist wirklich groß, Herr Baron — wenn ich recht verstanden habe —“ sagte Lotfahr erschrocken und verlegen.

„Ich hoffe wenigstens,“ sagte Reding stolz: „Das Opfer meines Hauses und meiner alten Familie werde ernsthaft gewürdigt werden!“

„Herr Baron —" sagte Lotfahr und suchte vergebens eine höfliche Erwiederung; endlich, um nur Etwas zu sagen, fragte er: „Wie heißt, wenn ich eine ungeschickte Frage dazwischen werfen darf — Ihr Herr Sohn?"

Der junge Reding drehte sich bei dieser Frage langsam um, belorgnettirte Lotfahr vom Kopf zu den Füßen, ohne seine Hand aus der Hosentasche zu ziehen und sagte:

„Edoward!"

„O, sehr verbunden," sagte Lotfahr mit einer respectvollen Verbeugung: „Die Ehre ist unserseits, wenn Sie Wohlgefallen an meinem — etwas lebhaften Kinde finden . . . Ja, die Burgei ist etwas lebhaft — so zu sagen wild — und daß ich's nur gestehe: — sie hat ihren eigenen Geschmack und hat manchen Freier schon abgewiesen. Aber — wenn ich's hin und her bedenke — es wird wohl auf eine Art möglich sein, ihr beizubringen . . ."

Bei diesen Worten trat der junge Reding spornklirrend und sich den Schenkel mit der Reitpeitsche klopfend, frech einige Schritte vor:

„Was, eine Art, ihr beizubringen?" rief er. „Nicht lange fragen! Väterliche Gewalt gebrauchen! Keine Raison annehmen! Kurzer Hand zum Staatsstreich greifen!"

Diese Gesinnungsweise und Manier schien selbst dem Baron zu kräftig aufgetragen — mit vermittelndem Lächeln trat er deshalb vor und sagte:

„Nur zur Erinnerung, Herr Lotfahr — daß mein Sohn zu den geraden, frischen Cavalieren zählt, die nicht gewohnt sind, was sie angefangen, auf halbem Wege wieder aufzugeben!“

„Nicht auf halbem Wege — wenn ich recht verstanden habe —“ sagte Lotfahr in größter Verlegenheit und Bedrängniß.

In diesem Augenblicke erhob sich ein fürchterliches Geschrei von Weiberstimmen in der Ferne und Lotfahr, der mit den Begleitern eben in den Gartensalon trat und im Grunde froh war, die Aufmerksamkeit von der peinlichen Unterredung ablenken zu können, sagte:

„Was war denn das?“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Denn Tobias stürzte in größter Aufregung herein und sagte:

„Rennet! Rettet! Flüchtet! Alles ist aus und Amen!“

„Um's Himmels willen, was ist geschehen?“ fragte Lotfahr, selbst besorgt.

„Sie ist da,“ sagte Tobias zitternd — „sie ist zurück!“ Und es erhob sich zu gleicher Zeit das frühere Geschrei der Weiber.

„Wer ist da?" fragte Lotfahr betroffen mit einer Ahnung.

„Die Burgei — Ihre Tochter!" erwiederte Tobias.

„Meine Tochter?" sagte Lotfahr erschrocken: „Meine Burgei?" fügte er hinzu, von väterlichen Gefühlen übermannt.

Der junge Reding, welcher einige Schritte zurückgewichen war, trat wieder vor und sagte, Position nehmend:

„Da können wir ja gleich die Attaque beginnen!"

„Die Attaque beginnen — ja, Herr Baron — wenn ich recht verstanden habe," sagte Lotfahr zerstreut und sorgenvoll; und zu Tobias gewendet setzte er mit Bewegung hinzu:

„Und wie, um alle Welt, kann sie auf einmal wieder da sein? Warum hat das Weibervolk so geschrien?"

„Gnädiger Herr, ich habe mitgeschrien," sagte Tobias. „Ein Schrei des Entsetzens ist ja Alles gewesen, was wir im ersten Augenblick im Stande waren. Dann haben wir nur so im Starrkrampf zugesehen."

„Wie so? Was hat denn mein Kind in aller Eile Großes verbrochen?" fragte Lotfahr besorgt und traurig.

„Der Philipp ist mit knapper Noth einem Besenstiel entgangen; der Anton hätte bald aus freier Hand die Bekanntschaft mit fünf Fingern gemacht; der Köchin goß die Burgei Wasser in's Feuer und jagte sie mit der Bratengabel davon; dem Küchenmädchen nahm sie einen Truthahn aus der Hand und schlug damit Alles in die Flucht, was ihr in den Weg kam — Ja, es ist aus! sag' ich. Aus und Amen! Das jüngste Gericht ist angebrochen!"

Lotfahr stand einen Augenblick mit bebenden Knien da, dann sagte er schmerzlich zu den Begleitern:

„Wenn die Herren es für gerathen halten, das — was wir besprochen — etwa noch weiter zu bedenken — heißt: wenn Sie bis auf Weiteres — etwa mein Gast sein wollen — bei dem frugalen Gabelfrühstücke, das hier aufgetragen . . ."

„Nicht doch, nicht doch," sagte Reding, der auf vorläufigen Rückzug dachte: „Unser Gegenstand will einmal wieder in Ruhe besprochen werden — Lassen Sie uns für heute Abschied nehmen . . . Bringen Sie Ihr schönes Töchterlein erst ein wenig zu sich — das Andere wird sich finden. Komm, mein Sohn!"

„A revoir! Zur Bändigung dieser Widerspenstigen müssen man wir einmal auf Extratour kommen!" sagte der junge Reding, sich tapfer entfernend . . .

Lotfahr gab ihnen einige Schritte das Geleite und ging dann schmerzlich bewegt nach seinem Zimmer, indem er dachte:

Ich kann mein Kind in dieser Verfassung nicht sehen . . . Ach, Burgei! . . Heut' gerade zurückzukommen! Heut' gerade! O Unglückskind! . .

Fünftes Capitel.

Die wilde Hummel.

Lotfahr hatte den Gartensalon kaum verlassen, als dieser das Ziel der in wildem Schrecken fliehenden Dienerschaft beiderlei Geschlechtes wurde.

Mit den Insignien und Werkzeugen ihrer Stellung und eben verlassenen Beschäftigung kamen sie und schienen ernstlich entschlossen zu sein, den Salon zum Schauplatz ihres ersten Widerstandsversuches zu machen.

„Aus ist's und nicht mehr zu tragen!„ rief Anton zitternd und bebend.

„Schrecklich, schrecklich! — — sie ist wieder da! rief die Köchin, nicht weniger angsterfüllt.

„Die neueste aller egyptischen Plagen!" tobte Fritz voll Furcht und Zorn.

„Das Schwert Petri — Schwert Petri!" lachte Philipp mit seltsamem Zucken.

„Mit jedem Hiebe ein Ohr ab!" kreischte das Kammermädchen in hohem Discant.

„Drum eh' sie uns den Kopf gespalten — unsre Schwerter vorgehalten!" rief Anton mit einem Anflug poetischer Tapferkeit.

Und Bartwisch, Flaschenzieher, Zimmerbesen u. s. w. schwangen sich plötzlich in muthiger Kämpferlaune.

Aber da war sie auch schon — in siegreichem Fluge — Burgei, die eben Alle vor sich hergetrieben hatte! Ihr Anblick schlug sofort alle Selbstermannungsgedanken des Gesindes wieder zu Boden.

„Hab' ich Euch?" rief die schwer Gefürchtete und stürmte mitten unter sie. In reizender Wildheit flatterte ihr reiches Haar im Nacken und ihre rechte Hand schwang einen todten Truthahn drohend:

„Seid ihr Alle beisammen? Treuloses, lässiges, habsüchtiges Volk, das man mit dem feurigen Schwert des Engels aus dem Paradiese dieses Hauses treiben soll!"

Sie wendete sich gegen den Anton, der erschrocken zurückfuhr:

„Er da," sagte sie: „am hellen Mittag — Scham und Arbeit hinter sich lassend — wie kann er's wagen, mit Weib und Tochter sich hinüber zu setzen und am offenen Fenster, im Angesichte des ganzen Dorfes, Backhuhn und Kuchen zu verzehren?"

„Erlauben Sie, Fräulein," erwiederte Anton halb frech, halb furchtsam: „heißt es nicht: was Du hast, genieß' in Ehren?"

„Wie kann Er sich unterstehen," fuhr Burgei, gegen Philipp gewendet, fort: „an einem Festmorgen, wo es in Hülle und Fülle zu thun gibt, in seine Kammer sich hinzusetzen und — Bordeaux zu trinken — Bordeaux aus dem Keller meines Vaters?"

„Weil ich dachte: Bordöer — bohrt eher —" sagte Philipp, etwas angetrunken und auf die Stirne zeigend.

„In Seiner Monatsrechnung wird Er den Posten finden . . . Welcher lächerliche Kobold hat Ihm die fünf Sinne verrückt," fuhr sie gegen Fritz gewendet fort: „daß Er sich vor dem Spiegel einen Kranz aufsetzt, der für diese Wand da bestimmt ist?"

„Es war dumm wie die Wand, ich muß es selber sagen," erwiederte Fritz mit edler Offenheit.

„Und Sie — Sie —" wendete sich Burgei zur Köchin: „ich hätte Lust, noch einmal den Truthahn das Wort führen zu lassen! . . Wie kann Sie alle Ehre so aus dem Auge lassen, daß Sie eine solche Tagesrechnung führt!" Sie blickte in ein großes Buch, das sie in der linken Hand trug: „Meinem armen Vater allein, der sich im Essen und Trinken so mäßig hält, für den Mit-

tagstisch — acht Pfund Rindfleisch, einen Schöpsenschlägel, fünfzig Dampfnudeln, achtzehn Paar Rostbratwürste, einen Rehrücken, vier Fasanen, drei Ganslebern, für drei Gulden Nachtisch und sechs Flaschen Weine aufzuschreiben?"

„Erlauben Sie, Fräule, wovon hätten denn wir leben sollen?" sagte die Köchin mit ziemlicher Fassung.

„Ist der Herrentisch auch für Euch da? Steht Euer Mittagstisch nicht besonders — für zehn baare Gulden verzeichnet? Ist diese Gewissenlosigkeit nicht reif für das ewige Gericht? . . Wer ist diese Person da?" brach sie plötzlich ab und zeigte auf ein Frauenzimmer.

„Das ist mein Kammermädchen," sagte die Köchin.

„Ihr Kammermädchen — Und wer ist diese Person da?" fragte sie das Kammermädchen.

„Das ist meine Aushelferin," erwiederte die Gefragte.

„Deine Aushelferin — Und wer ist diese fremde Person da?"

„Das ist meine Zuspringerin," sagte die Aushelferin.

„Heiliger Gott im Himmel!" rief Burgei: „Eine Dienerschaft mit Dienerschaft und diese wieder mit gehörigem Aushilfspersonal! . . Und da steht noch ein

ganzes Heer überzähliger Beamter — derjenigen nicht zu gedenken, welche gar nicht da sind: Hausmeister, Hausknechte, Büchsenspanner! . . Ich seh', ich bin im rechten Augenblicke gekommen, um wie das ewige Gericht dazwischen zu fahren! . . Eine Stunde laß' ich Euch Zeit, Euch auf Euer Schicksal vorzubereiten — benützt sie wohl, denn das sage ich Euch: der Richter wird nicht Gnade und Barmherzigkeit kennen!"

Sie warf der Köchin den Truthahn vor die Füße und entfernte sich mit dem Rufe: „Wo ist mein Vater? . ."

In welchem Zustande die Dienerschaft im Gartensalon zurückblieb, ist leicht zu errathen.

Eine Weile standen Alle starr und schweigend da, dann erhob Philipp seine zweifelhafte Stimme und sagte um sich blickend:

„Nun?"

Seinem Beispiele folgte nach einer Weile der Anton, indem er seine fragenden Blicke ebenfalls über die Versammlung fliegen ließ und sagte:

„Nun?"

Situation und Stimmung waren ganz darnach angethan, daß die Versammlung plötzlich mit einem tragischen Schritte näher zusammentrat, als wolle man in dem tiefsten Jammer das beliebte Klagelied anstimmen:

O!

Wie ist der Dienstbot' elend,
Wie ist er übel d'ran!
Für jedes Bissel Essen
Sieht man ihn gleich schief an,
Mit jedem Bissel Trinken,
Ist eine Sünd' gethan! u. s. w.

Aber man sang nicht, sondern verharrte noch einen Augenblick in stummer Wehmuth, bis Herr Anton sich das strohtrockene Auge wischte, die eingebildete Thräne mit schnalzendem Finger von sich warf und ausrief:

„Fort, Krokodilsthränen! Es ist genug! Jetzt heißt es aufbegehren! Herbei, ihr armen Küchlein, sammelt Euch um mich. Wir lassen uns nicht aus dem Felde schlagen. Der Weg zu unserm guten Herrn steht uns immer noch offen — wir verfassen eine Landespetition und überreichen sie im hellen Donnerwetter. Wir wollen unsere Angelegenheiten selber ordnen!"

„Ja," sagte Tobias ironisch, „und der Aufschneider wird das erste Wort führen."

„Fritz als Tafeldecker wird den Mantel der Liebe über uns werfen," sagte Philipp, wieder guter Laune.

„Und die Köchin soll dem Fräulein was einrühren für das, was es an uns gethan hat," sagte Fritz.

„Setzen wir unsere Ehre und Reputation nicht durch, so treten wir wie ein Rothlauf zurück und nehmen unsre Gesammtentlassung!" rief Anton; sprach's und gab den Andern das Beispiel, sich wieder zur ungewohnten Arbeit zu begeben. . . .

Sechstes Capitel.

Vater und Tochter.

Eine Stunde später war die junge Kastanienallee des Hausgartens Zeugin der ersten und eigenthümlichen Unterredung zwischen Lotfahr und seiner unerwartet heimgekehrten Tochter Burgei.

Burgei hatte genial und eigenartig, aber dabei geschmackvoll Toilette gemacht und trug ein weißes Kleid, welches zu der Fülle dunkler Locken vortrefflich stand.

„Du bist wieder da!" sagte Lotfahr mit dem Tone aufrichtiger Freude und stiller Bangigkeit zugleich: „Ich freue mich. Wir werden schöne Tage zusammenleben . . Aber warum bist Du früher fort aus der Anstalt?"

„Weil ich Sehnsucht nach dem Vater hatte," sagte Burgei: „Weil mir bange um Sie wurde. Sie sind gut und diese Welt ist schlecht . . . Zudem wollte ich aus einer Anstalt fort, in der man nicht erzogen, sondern verzogen wird!"

„Wie so?“ fragte Lotfahr.

„Man betet zu viel und arbeitet zu wenig. Man treibt unnütze Dinge. Man langweilt sich; man ärgert sich täglich und merkt es bald, daß unsere guten Anlagen verkümmern.“

„Es ist die beste Klosterschule,“ bemerkte Lotfahr: „Die Vorsteherin ist eine fromme Dame“ —

„Die den ganzen Tag die Augen niederschlägt, statt frisch herumzublicken, wo es stockt und fehlt!“ sagte Burgei mit einem Tone, der deutlich erkennen ließ, daß ihr Herz, bis jetzt in lieber, friedlicher Stimmung, wieder aufzuwallen begann.

„Du bist doch im Frieden geschieden?“ fragte Lotfahr, der die Bewegung des Kindes merkte und fürchtete.

„Nein!“

„Warum?“ fragte Lotfahr sanft und betrübt.

„Dieser Brief der Vorsteherin wird das Nähere sagen“ bemerkte Burgei und reichte dem Vater denselben. Lotfahr überflog den Inhalt des Briefes und sagte dann erschüttert:

„Du hättest die Vorsteherin so behandelt?“

„Ich habe ihr allen Respect erzeigt — immer die Wahrheit gesagt und sie auf alle Mängel aufmerksam gemacht!“ rief Burgei bestimmt.

„Du hättest die Ordnung des Hauses gestört,“ citirte Lotfahr aus dem Briefe.

„Weil es außer der Ordnung ist, wenn eine Anstalt — statt zu erziehen — nur Geld zusammenscharrt, die Zöglinge hungern und verdummen — und in ungesunden Räumen verkommen läßt!“

„Du hättest die ganze Schule gegen sie aufgeregt“ —

„Die Aufregung war da — das Feuer glimmte schon, als ich hinkam. Ich hielt es für meine Pflicht, ein wenig Luftzug zu machen, damit das Ungeziefer: falsche Demuth, scheinheilige Lüge, Hinterlist, Habsucht und nichtswürdige Unnatur von der hellen Flamme verzehrt würde. O Vater, es war eine Freude, die gute Natur der Zöglinge wieder aufleben zu sehen! Die Wahrheit kam zum Vorschein und wir lebten schöne Tage der Anarchie!“

„Also bist Du fortgeschickt — in Ungnade entlassen worden? Dieser Brief“ —

„Wurde erst geschrieben, als ich selbst auf meiner Heimkehr bestand. O, trotz der Rebellion hätte man mich gerne behalten — die Goldstücke meines Vaters waren zu willkommen!“

„Burgei!“ rief Lotfahr schmerzlich.

„Die Wahrheit, Vater! Nichts als die Wahrheit! Als die letzten 200 Ducaten ankamen, hatte ich eben meine Lection nicht gelernt — und trotzdem lautete meine Note an diesem Tage: vortrefflich!“

„Burgei!“

„Die Wahrheit, Vater, nichts als die Wahrheit!“

„Muß man die Wahrheit überall sagen? Wer würde es in der Welt noch aushalten können?“

„Die Verbesserlichen würden sich bessern und die Unverbesserlichen würden seh'n, wie sie zurechtkommen! O Tag der Wiedergeburt der Welt,“ rief Burgei mit steigender Begeisterung: „wenn die Wahrheit wieder Fleisch würde und unter uns wandelte: die Herzen erquickend, die Geister stärkend und sonnenhell Alles durchleuchtend! In wilden Schaaren würden die Nacht und die Lüge und die finsteren Leidenschaften fliehen — das wahre Heil würde einziehen durch tausend Thore unter die Völker! Woher kam so viel Unheil in die Welt, als weil die Mächtigen die Wahrheit nicht hören konnten und — wenn die Wahrheit auf dem Throne saß — die Völker selbst lieber in Unwissenheit und Ammenglauben sich wiegten? Wie das frischeste Baumblatt krank wird und stirbt, wenn ein Wurm darauf nistet, so sterben Staaten und Völker vom Wurm der Unwahrheit und erstehen wieder im Lichte der Wahrheit! Auf den flüchtigen Spuren, die der Fuß des göttlichen Freundes der Wahrheit zwischen Jerusalem und dem See Genezareth in den Sand trat, fand die verfallende Menschheit den Weg zur höchsten Wiedergeburt wieder und sein Tod für die Wahrheit wurde das

Leben für Millionen! O," fuhr sie in wilder Entzückung fort: Wer wie Er ein Märtyrthum der Wahrheit erwerben — für sie sterben könnte — kommt heran, ihr Kränkungen und Martern, Ihr Dolche und Schwerter — lächelnd drücke ich euch an meine Brust, die von den Süßigkeiten der Wahrheit voll, eure Schmerzen nicht fürchtet!"

„Nicht doch — nicht doch!" rief Lotfahr und fiel ihr gerührt um den Hals: „Dir soll kein Leid widerfahren! Rede die Wahrheit — wer soll Dir's wehren? Aber die Tage, wo Alles die Wahrheit sagen und wollen wird — wann werden sie kommen?"

„Spät, Vater, sehr spät!" sagte Burgei und eine tiefe Wehmuth stimmte ihre Begeisterung herab. „Die Unnatur ist zur zweiten Natur geworden. Schon unserer Jugend wird sie eingepflanzt — was habe ich heute erst hören müssen!"

„Auf Deiner Reise hieher?"

„Eine Institutsgefährtin war plötzlich Braut geworden. Sie wurde im eigenen Wagen abgeholt und nahm mich bis Kurtheim mit. Sie erzählte mir, daß sie ihren Bräutigam gar nicht kenne; daß sie verlobt worden, weil ihr Bräutigam Millionär und angehender Staatsrath sei. . . . Heute, sagte sie, werde ich mit ihm auf einem Gute zusammentreffen — ich kenne nicht einmal seinen Namen!"

„Ist das möglich?“ sagte Lotfahr.

„So fragte ich auch,“ erwiederte Burgei: „und wollte wissen, ob sie glaube, daß sie in die Heirath willigen könne? Warum nicht? sagte sie. Mein Bräutigam ist angesehen, reich — etwas mehr oder weniger gut von Charakter oder häßlich von Gestalt könne dabei nicht in Betracht kommen!“

„Solche Grundsätze in diesen Jahren!“ rief Lotfahr tadelnd.

„O noch mehr!“ fuhr Burgei fort: „Dieselbe Gefährtin erzählte mir, daß sie trotz ihrer künftigen Ehe — ihre Liebschaft mit einem Hußarenlieutenant nicht aufgeben werde!“

„Traurig — schlimm steht Vieles!“ sagte Lotfahr nachdenklich: „Der Himmel muß große Nachsicht haben!“

„Ja, Vater .... und wie ich sehe — auch mit meinem Vaterhause,“ sagte Burgei.

„Wie so, mein Kind?“ fragte Lotfahr.

„Ich finde da alle Eingänge bekränzt — die Hallen und Treppen festlich geschmückt — ein hoher Freudentag scheint über unserem Hause aufgegangen — und doch ist heute — Vater! .. Es ist der Todestag der Mutter heute!“

„Burgei — Kind — Du weißt nur nicht —“ sagte Lotfahr betroffen und unruhig.

„Ich weiß nur,“ fiel ihm Burgei in das Wort: „daß heute vor Jahren — um diese Stunde — während ich mit dem Bruder in dem Thurme lag, ein Glöcklein im Schloß gezogen wurde, ein dumpfer Gesang der Priester erklang und die Mutter ihren letzten schweren Gang antreten mußte. . . . Man theilte mir mit, welche Stunde gekommen und ließ mich dann allein, darüber nachzudenken — und ich warf mich zu Boden und wand mich in Schmerz und Noth und drückte mir das Ohr wund an der Wand — um vielleicht einen Laut — einen letzten Laut aus liebem Muttermunde zu vernehmen. . . .“

„Burgei — Burgei!“ rief Lotfahr schmerzlich aufgeregt und ergriff ihre Hände: „Nicht so — nicht das . . . Du weißt ja nicht . . .“

„Was weiter geschah — ich weiß es freilich nicht!“ fuhr Burgei fort, die Blicke schwer von Thränen: „Bewußtlos lag ich da in meinem Thurm und kam erst wieder zu mir, als ich befreit und zu Ihnen gebracht wurde, Vater.“

„Du triffst mein Herz in's Tiefste,“ rief Lotfahr schmerzlicher bewegt: „Aber Du thust mir Unrecht. Der Graf — Du weißt, wie er das Ende der Mutter bedauert und für unser Wohl besorgt gewesen — der Graf soll wieder in den Krieg, Alles ist bereit zum Abmarsch — und er wünschte noch einmal Gast in unserem Hause zu sein.

Er selbst hat sich den heutigen Tag erbeten — er dachte freilich nicht daran, welches Schicksal sich uns heute jährt!"

„Sie hätten es ihm sagen sollen," rief Burgei: „Gerade, weil er so viel Theilnahme für uns hegt, wäre er Ihnen für die Offenheit dankbar gewesen!"

„Einem so hohen Herrn den Tag verderben!" sagte Lotfahr bezeichnend: „Ihm, der fröhlich unser Gast sein will, die Thüre weisen — vor seinem Abmarsch in den Krieg — aus dem er gar nicht wiederkommen könnte!"

In diesem Augenblicke erschien Tobias mit einem Briefe, dessen Inhalt dem Gespräche plötzlich eine höchst bedeutsame, überraschende Wendung gab . . .

Siebentes Capitel.

Ein Weg zum Glücke.

„Ein reitender Bote bringt diesen Brief,“ sagte Tobias.

„Woher?“ fragte Lotfahr.

„Vom Gute Eckhof. Der Bote entschuldigt sich, daß er sich auf dem Wege verspätet.“

Tobias entfernte sich, während Lotfahr, die Adresse betrachtend, sagte:

„Die Handschrift meines Sohnes! Was führt denn ihn in unsere Nähe? Er schreibt mir sonst nur, wenn er eine neue Stufe seines Glückes erstiegen.“

Er erbrach und las nun den Brief und rief dann in höchster Ueberraschung und Freude aus:

„Burgei — Burgei — — Dein Bruder Remi —“

„Nun, ist er endlich Minister?“ sagte Burgei mit heiterer Ironie.

„Das noch nicht, aber einen Schritt näher daran ... Er ist verlobt — verlobt mit der Tochter des Lieblings am Hofe, des allmächtigen Präsidenten! Auf dem Gute Eckhof trafen sie zusammen, Remi mit Schwiegervater und Braut — und werden heute unsere Gäste sein!"

„Auf dem Gute Eckhof?" fragte Burgei betroffen: „Heißt der Präsident nicht Herr von Bergen?"

„Ja, das ist sein Name," sagte Lotfahr arglos — „und seine Tochter, die eben aus einem In — sti — tu — te . . ." hier erstarb ihm das Wort auf den Lippen.

„Institute kommt," ergänzte Burgei — „ist Fräulein von Bergen, meine Reisegefährtin, die mir so schöne, erbauliche Bekenntnisse gemacht hat!"

„Fräulein von Bergen —?"

„Der es genügte, daß mein Bruder Millionär und angehender Minister ist und die trotz ihrer Verlobung und Ehe — ihre Liebschaft mit einem Hußaren-Lieutenant nicht aufgeben werde!"

„Welch' ein Schlag in unsere Freude!" stammelte Lotfahr.

„Der zu rechter Zeit erfolgte, um den Bruder warnen zu können!" rief Burgei.

„Besser, wir hätten nie davon erfahren!" sagte Lotfahr zerknirscht.

„Nein, danken wir dem Himmel für diese Entdeckung!“ rief Burgei aufrichtig erfreut: „Die Verlobung muß rückgängig werden! Der Bruder muß aus diesem Netz heraus! Unsere Familienehre duldet nicht, daß Remi zur schwarzen Tafel werde, auf die eine leichtfertige Frau ihre Sünden schreibt!“

„Was steht uns für eine Prüfung bevor,“ sagte Lotfahr und sein Haupt sank rathlos gegen die Brust: „Präsident und Braut können jeden Augenblick erscheinen!“

„Um so schneller wird sich die Sache entscheiden lassen!“ rief Burgei.

„Der Graf — die Honoratioren werden sich einfinden —“ sagte Lotfahr ganz verzagt.

„Um so mehr Zeugen werden wir auf unserer Seite haben!“

Die resolute Entschiedenheit Burgei's trieb Lotfahr zu verzweiflungsvoller Anstrengung, einen Mittel- und Ausweg zu finden und so sagte er nach einer Pause:

„Vielleicht hat das Fräulein von Bergen nur im Uebermuth — im Scherze so gesprochen —“

„Ein weibliches Herz, das also scherzen kann, ist im Stande, noch viel schlimmer zu handeln!“

„Im Präsidenten beleidigen wir seine hohe Stellung, den Hof,“ rief Lotfahr verwirrt und geängstigt:

„Die Hälfte unserer Gäste wird uns von Stund' an hassen als rücksichtslose Plebejer!"

„Das können wir ruhig tragen, ist unsere Ehre gerettet!"

„Die hohe Stufe, die Dein Bruder hinaufgestiegen, wird er häuptlings und für immer herunterstürzen!"

„So erreicht er den väterlichen Boden wieder, den er niemals hätte verlassen sollen!"

„Burgei — Burgei," rief Lotfahr im Ausbruch der höchsten Verzweiflung: „bringe mich nicht um die höchste Freude meines Lebens! Sage wenigstens heute nichts — lasse das Fest erst vorübergehen!"

„Die Wahrheit säume am wenigsten, wo sie nützen kann!"

„Du wirst den Bruder selber gegen Dich erhitzen!"

„Mich hat er längst gereizt durch sein zugeknöpftes Wesen — seinen Hochmuth und die leichtfertige Wahl von Mitteln, die zu Macht und Ansehen führen!"

„Soll ich Dich fußfällig bitten, Tochter? . ."

„Knien Sie vor der göttlichen Wahrheit, die ich bekennen will," rief Burgei und hielt ihren trostlosen Vater von einem Kniefalle zurück . . .

„Der Herr Präsident von Bergen —" meldete Tobias zurückkehrend.

„Sehr willkommen," sagte Lotfahr und winkte Tobias, sich zu entfernen.

„Gott! Mein Gott!“ fuhr er fort und wendete sich, mit schmerzlicher Erschütterung und kaum im Stande, sich aufrecht zu halten, zu Burgei: „Kind — Du wirst Rücksicht nehmen — Du wirst ... Wir nehmen das Fräulein vertraulich ins Verhör ... Es ist jung und hat noch Zeit sich zu bessern ... Wir nehmen auch Remi zur Seite und machen ihn sachte aufmerksam. Er wird Mittel und Wege finden — seine Bildung und Erfahrung werden ihm den rechten Rath ertheilen ... Gelt, Du wirst der väterlichen Weisung folgen? Du wirst, Du wirst!“ rief Lotfahr und küßte mit Thränen in den Augen Burgei's Stirne: „Ja, Du wirst, mein gutes, folgsames Kind!“

So ganz war Kilian Lotfahr in die augenblickliche Sorge und Wehmuth versunken, daß er, indem er sich zur Begrüßung des Präsidenten entfernte, den herankommenden Otfried nicht gewahrte, den er im Vorübergehen beinahe streifte. Doch war es bei der augenblicklichen Stimmung Lotfahrs ein Glück, daß er den unerwarteten Besuch nicht gewahrte — namentlich die Botschaft nicht vernahm, welche Otfried einige Augenblicke später seiner Tochter, der Burgei vertraute ...

Diese hatte sich nach der Entfernung des Vaters eben angeschickt, den Garten ebenfalls zu verlassen, als sie Otfried seitwärts von der Allee stehen sah, unent-

schlossen, ob er sich sogleich nähern oder warten solle, bis er gesehen werde.

Burgei erkannte ihn nicht sogleich, da er den Hut in die Stirn gedrückt hatte; doch als er einen Schritt näher trat und grüßend den Hut zog — war sie keinen Augenblick mehr im Zweifel, wer vor ihr stand — und ein Ruf des Entzückens und der Ueberraschung entrang sich ihrer Brust.

„Burgei . . .“ sagte Otfried, nun rasch sich nähernd.

Burgei drückte einen Augenblick beide Hände krampfhaft gegen ihr Herz, eilte dann mit wilder, unendlicher Freude auf Otfried zu und ergriff mit beiden Händen seine Rechte:

„Sie sind es?“ — sagte sie — „Otfried — den ich todt geglaubt — und der doch lebt und zurückkehrt — zu meiner Freude!“

„Sie gedachten meiner, Burgei?“ sagte Otfried und küßte ihre Hand.

„Warum soll ich hier die Wahrheit verschweigen?“ rief Burgei: „Mit allen Gedanken meines Herzens gedachte ich Ihrer! Mit Thränen und Gebet — und wachend und träumend!“

„Dank! Tausend Dank! Nun darf ich mich doppelt freuen, meine Abwesenheit rechtfertigen zu können!“

„War es wirklich nöthig, so lange wegzubleiben und zu schweigen?“ sagte Burgei mit Wehmuth.

„Urtheilen Sie selbst, Burgei! — Im Interesse Ihres Hauses und Ihrer Ehre bin ich so lange ferne geblieben; denn um nichts Geringeres hat es sich gehandelt, als die Mörder Ihrer Mutter — den eigentlichen Grund ihres Todes zu erfahren"!

„Die Schuldigen kennen Sie?" rief Burgei, triumphirend und hastig Otfrieds Hand ergreifend.

„Nach wilder Irrfahrt durch die Welt — nach langer Fieberkrankheit — gestand mein Vater auf dem Sterbebette Alles . . . Burgei . . . Ihre Mutter war das Opfer der rohesten Gelüste des Junkers! Durch einen schurkischen Spießgesellen — Ihr kanntet ihn — durch Braggen — wurde Ihre arme Mutter in Verdacht der Zauberei versetzt, gefänglich eingezogen — und ihr im Kerker, unter allen Schrecken und Martern die Wahl gestellt: auf dem Scheiterhaufen zu sterben — oder den Gelüsten des Junkers schmachvoll zu dienen! Sie wählte den Tod! — und umfangen von der lodernden Flamme sang sie, die erhabene Märtyrerin, das Lob des Allerhöchsten!"

Burgei stand einen Augenblick betäubt, wie von Schmerz gebrochen da und drückte beide Hände gegen ihre Schläfe . . . dann schnellte sie empor, warf das wundervolle Lockenhaupt in den Nacken und rief mit wilder Begeisterung:

„Hab' ich Dich endlich — Dich eine, höchste, erhabenste — schmerzlichste Wahrheit! — hab' ich Dich, nach der ich geseufzt, gebetet, auf den Knien den Himmel angerufen — hab' ich Dich, Wahrheit? Nun, Mutter — Mutter! — freue Dich dort über den Sternen — Dir soll auch auf Erden Gerechtigkeit werden!"

„Das soll ihr!" bemerkte Otfried erschüttert.

„O!" fuhr Burgei fort, wie verzückt in die Lüfte starrend: „Das heutige Fest — wie ist es wahrhaft ein Fest und gelegen! . . Laßt sie kommen — Alle, Alle — in Schmuck und fröhlicher Laune! Sie sollen sich freuen, die hohen, zahlreichen Gäste — sie sollen sich freuen! — denn es ist wahrhaft ein Fest meiner Mutter! . . Und Sie, Otfried — bleiben Sie nahe, steh'n Sie mir bei — es gilt ja den Ehrentag meiner Mutter — meiner armen, geopferten Mutter zu feiern! . . ."

III.

Der Tag der Abrechnung.

Erstes Capitel.

Aufbruch zum Feste. Ein unerwarteter Gast.

Der Graf von Starrenberg durchmaß sein Zimmer mit großen Schritten.

Er hatte ein Schreiben in der Hand, welches eben angekommen war.

„Depesche auf Depesche!" sagte er vor sich hin. „Des Königs Lage wird schwierig. Die besten Männer rafft ihm Schlacht um Schlacht hinweg. Sein Ruf nach den alten Getreuen ergeht mit jedem Tage dringender! Ich muß die Reise beschleunigen, vor Anbruch des nächsten Morgens muß ich fort sein . . . Burghardt!" fügte er hinzu, als er diesen eben hereintraten sah.

„Befehlen, Herr Graf —"

„Bemühen Sie sich selbst zu Herrn Lotfahr. Entschuldigen Sie wenigstens mein Wegbleiben bei Tische. Depeschen des Königs riefen mich dringender in's Feld.

Doch würde ich mir das Vergnügen nicht versagen, später eine Stunde in seinem Hause zuzubringen."

„Zu Befehle!" sagte Burghardt und wollte sich entfernen.

„Noch ein Wort!" rief ihm der Graf nach.

Burghardt kehrte zurück.

„Ich werde wenig Zeit übrig behalten, Ihnen einzeln aufzutragen, was Ihres Amtes ist, wenn ich fort sein werde," sagte Graf von Starrenberg. „Ich habe Sie im Feld wie zu Hause als wacker und verläßlich kennen gelernt und so bedarf es auch nicht vieler Worte, indem ich Ihrer Aufsicht mein Haus übergebe. Sie kennen meine Wünsche, meine Grundsätze — unter meiner Aufsicht haben Sie die Ordnung dieses Hauses viele Jahre kennen gelernt, Sie werden sie mir erhalten als mein treuer Schloßamtmann."

„Was Eifer und Treue vermögen, soll geschehen, Herr Graf."

„Mehr verlangen hieße Unbilliges verlangen," sagte der Graf und reichte Burghardt die Hand. „Sie haben mein Vertrauen — nehmen Sie meinen Dank im Voraus! . . Wo ist mein Sohn?"

„Hier kommt er eben," bemerkte Burghardt und zeigte nach einer Seitenthüre, durch welche Junker Otto eintrat.

Er entfernte sich.

Der Junker erschien in sorgfältig geordnetem Festanzug und blieb in bescheidener Entfernung vor dem Vater blaß und mit leicht gesenkter Stirne stehen.

„Mein Sohn,“ sagte der Graf nach einer Pause und ließ sich in einen Armstuhl nieder: „Der Krieg ruft mich abermals in's Feld. Geschäh' es nicht aus besonderer Neigung für den König — ich bliebe weg — von Schlachten und Kämpfen, die, je länger sie dauern, um so schmerzlicher an Bruderkrieg erinnern, fremde Feinde auf deutschen Boden ziehen, das Wohl zweier Bruderländer erschüttern und die Blüthe der lebenden Männer hinwegraffen . . . Otto, abermals lasse ich Dich als Stellvertreter im Hause unserer Ahnen zurück. Ich will glauben, was Dein Betragen zu erkennen gibt, was Deine reuevollen Worte oft genug versichert: daß die himmelschreiende Unthat unter Deiner ersten Herrschaft Deine Vorsicht geschärft, Dein Vertrauen in die Menschen behutsam gemacht, Deinen männlichen Sinn gestählt hat gegen falsche Rathgeber, finstere Zeloten im Glauben, die nicht Vater und Mutter schonen, wenn es gilt, ihren blutigen Wahn gegen die menschliche Vernunft durchzusetzen!“

Er erhob sich von dem Stuhle.

„Ott,“ fuhr er fort: „als eine Prüfung, nicht als

ein Recht empfängst Du diesmal wieder ein so wichtiges Amt. Dir soll Gelegenheit werden zu beweisen, daß Du der Ahnen unseres Hauses würdig bist, die Recht und Licht überall hintrugen, wo sie das Schicksal Fuß fassen ließ; Du sollst beweisen, wie sehr nur Deine Jugend und Deine Unerfahrenheit von fanatischen Ungethümen mißbraucht worden sind, als unter Deinen Augen die arme Lotfahr ein Opfer des Feuertodes wurde."

„Mein Vater —" sagte Otto, die Augen niederschlagend.

„Nichts mehr von diesem schwärzesten Flecken Deines Lebens," rief der Graf. „Ich würde die Erinnerung daran aus meinem Gedächtnisse tilgen, wäre meine Sehnsucht nicht zu groß, die Schuldigen dennoch einmal noch zu erreichen und dem tiefsten Ingrimm der beleidigten Gerechtigkeit zu überliefern . . . Ich habe Dich vier Jahre nicht werth gehalten, mein Angesicht zu schauen — und seit ich Dich aus der Verbannung zurückgerufen, war es mein strenger Wille, daß Du Dich ferne halten solltest von der schwer geprüften Familie der Lotfahr, um durch Deinen Anblick alte Wunden nicht wieder aufzureißen . . . Diesem Willen sei mit dem heutigen Tage genug gethan. Meine besten Bemühungen und ein auffallendes Glück haben endlich, wie ich glaube, im Hause Lotfahrs die Wunden geschlossen — und ich wünsche Dich heute dahin

mitzunehmen. Dein Betragen und Deine Worte werden meine Bitte unterstützen, daß Lotfahr, während ich ferne bin, Deinem Schutze diesmal vertrauen möge!"

„Nur mit Dank vermag ich diese Güte zu erwiedern," sagte Otto und verneigte sich tief.

„Erwarte mich hier — mich zu begleiten," sagte der Graf, sich entfernend und Junker Otto hatte Zeit, seinem gepreßten Herzen in einigen Worten Luft zu machen.

„Wäre dieser Besuch überstanden!" rief er aufathmend. „Trüb wie der Novemberhimmel liegt eine Verstimmung über mir und ich fürchte, die festlichen Lichter werden sie nicht überhellen!"

Seine Nerven mußten in keinem beneidenswerthen Zustande sein, da er über dem Geräusch von Fußtritten heftig zusammenschrak.

„Was gibt es? . . . Briefe — von wem?" fuhr er den eintretenden Diener an.

„Dies für Ew. Gnaden, Herr Junker," erwiederte der Diener, übergab ihm einen Brief und ging mit einem zweiten in das Zimmer des Grafen.

Der Junker hatte kaum einen Blick auf die Adresse geworfen, als er überrascht und erschrocken ausrief:

„Ist das nicht Braggens Hand? Er wagt es, an mich zu schreiben?"

Hastig erbrach er nun den Brief und las:

„Die Kriegsfurie ist wieder los. Ihr Vater zieht in's Feld; in wenigen Stunden sind Sie wieder Herr und Meister in Ihrem Schloß. Die lange Demüthigung unter der Zuchtruthe des Vaters muß Sie lechzen lassen nach Freiheit, Ungebundenheit, Lust und Leben! Ich bin nahe — Ihres Vaters Abzug ist mein Einzug im Schloß. Sie werden den alten Freund in neuer Gestalt, mit neuem Namen begrüßen — denn Sie werden ihn brauchen können. Auf Wiedersehen! Ihr Braggen!"

Junker Otto stand einen Augenblick wie betäubt da.

„Der Zudringliche! Der Verwegene!" rief er dann mit der Miene eines Reuevollen — „Glaubt er, die Jahre der Prüfung seien spurlos über mir hingezogen?"

Aber in dieser demüthigen Stellung konnte er nicht verharren, denn plötzlich schnellte er aus seiner gebeugten Haltung empor und aufbrausend enthüllte sich die wahre Gesinnung seines Herzens.

„Er hat Recht!" rief er. „Wie aus tiefem Todesschlummer raffen sich alle Kräfte wieder auf zum Leben, zu wildem schrankenlosen Leben — zu Freude und Genuß — zu jeder Willkür, die dem schmachtenden Verlangen Nahrung bietet! Ja, die nächsten Stunden sind meine Erlösung! Der Sclave sprengt seine Fesseln — und frei will ich über die Schranken der Zucht hinwegsetzen, welche beengende Gesetze und bornirte Tugendsatzungen mir ent-

gegenstellen — sei es auch nur für Wochen, für wenige Tage!"

Ein Geräusch an der Thüre des Eingangs machte ihn wieder zusammenschrecken — er blickte hin und sah den Kopf eines Hußaren vorsichtig hereinspähen.

„Ich kann der Versuchung nicht widerstehen — Junker, sind Sie allein?" sagte der Hußar.

„Wer ist's?" fragte der Junker.

„Sind Sie allein?" wiederholte der Hußar und trat ein.

Jetzt erkannte der Junker den seltsamen Gast und fuhr entsetzt zurück.

„Braggen!" rief er: „Du selbst wagst zu kommen?"

Wer wird mich in dieser Maske gleich wieder erkennen?" sagte Braggen: „Ich muß Sie sehen — wenn auch nur für einen Augenblick!"

„Fort! fort! Mein Vater kann jeden Augenblick erscheinen!"

„Dann bin ich eine Bekanntschaft aus der Zeit Ihrer Verbannung! Ich seh', Sie sind der Aengstliche noch, wie ehedem!"

„Nein, nein, hinweg!" drängte der Junker mit Heftigkeit: „Mein Vater, obwohl er Dich einmal nur flüchtig gesehen, erkennt Dich wieder, sein Auge ist zu scharf! . . . Was führt Dich auch plötzlich hieher?"

„Was Anders," lachte Braggen: „als ein holdes Abenteuer? Ich folge der schönen Tochter des Präsidenten von Bergen, die hier einige Tage weilen wird . . . Göttliche Stunden, die mich erwarten!"

„Fort — ich höre kommen!" sagte der Junker zusammenfahrend.

„Wann sehen wir uns wieder?" fragte Braggen.

„Eine Stunde nach dem Abmarsch meines Vaters!"

„Warum stehen Eure Pferde gesattelt?"

„Ach," sagte der Junker verdrießlich ausweichend — später davon — ein Besuch bei Kilian Lotfahr" . . .

„Was sagen Sie?" rief Braggen.

„Hinweg! . . Himmel — es ist zu spät — schnell da hinein auf mein Zimmer!"

Er drängte Braggen durch die Thüre seines Zimmers und stellte sich, wie früher, in demüthiger Haltung vor seinen eintretenden Vater.

„Gehen wir," sagte der Graf, ein Billet in der Hand haltend. „Präsident v. Bergen theilt mir eben die Nachricht mit, daß er in Lotfahr's Hause angekommen ist als Gast und — künftiger Schwager!"

„Schwager?" fragte der Junker höchlichst überrascht.

„Der eminente Sohn Lotfahr's — der seine Carriere mit staunenswerther Raschheit macht — hat den

stolzen Günstling des Fürsten bewogen, ihm die Hand seiner Tochter zuzusagen. Ich freue mich dieses Glückwechsels doppelt, da ich den jungen Lotfahr zuerst dem Präsidenten empfahl. Er ist ein feiner, fleißiger — ehrgeiziger junger Mann; — wie ich höre, wird er mit dem nächsten Avancement — auch ein Adelsdiplom vorfinden! — Freuen wir uns eine Stunde mit den Frohen!"

Graf von Starrenberg entfernte sich mit dem Junker — und Braggen, der es natürlich nicht unterlassen hatte, die letzten Mittheilungen des Grafen zu belauschen, kam lachend aus dem Zimmer Otto's zurück.

„Ha, ha, ha! Das Feld ist rein!" rief er. „Gute Unterhaltung, Herr Graf! Ich werde, wenn auch ungeladen, in's Haus der Freude folgen! . . Sage noch Jemand, das Schicksal habe keine Laune. Nach langer Irrfahrt, zum ersten Male wieder, betrete ich dieses Schloß und finde, daß die Wege des Junkers auch die meinigen sind; nur betritt er Lotfahr's Schwelle an der Hand des Vaters, während ich an der Hand der Liebe dort erscheine! — Ja, Helene, Dir folge ich — auf Schritt und Tritt — Dir, die mir treu ist und bleiben wird trotz Verlobung und Heirath!"

Frech triumphirend sah er sich in dem ehrwürdigen Gemache um und setzte hinzu:

„Ja, seht mich nur verwundert an, ihr Wände — auf demselben Flecke, wo ich als Verbrecher ergriffen und fortgeschleppt worden — erschein' ich heut, wieder — ein munteres Weltkind, den Säbel an der Seiten, im Voraus entzückt von den Stunden die meiner hier warten!"

Und hiemit eilte er davon.

Zweites Capitel.

Der Präsident.

Im schönen und glänzend geschmückten Schlosse Lotfahrs waren inzwischen nahezu alle Gäste erschienen. Nur Graf von Starrenberg, welcher sich nach Tisch ansagen ließ und einige Nachzügler, deren noble Passion, überall zu spät zu kommen, bekannt war, fehlten noch.

Die Erscheinung des allmächtigen Präsidenten von Bergen und die Nachricht von der Verlobung seiner Tochter mit dem Sohne Lotfahrs waren zwei Neuigkeiten, welche dem Feste, auch wenn es weniger glänzend veranstaltet und weniger zahlreich besucht gewesen wäre, einen besonderen Reiz verliehen hätte.

Herr v. Bergen, getreu der straff-unnahbaren Haltung kleiner Ministerdespoten jener Zeit, schien als stolzer und bewunderter Mittelpunkt der Feier an urgewaltigem Bewußtsein zu wachsen und das Leuchten sei-

nes Sternes schien den Verwegenen zu suchen, der die Bedeutung des erhabenen Trägers nicht im vollen Maße würdige.

Jedoch würde man irren, wenn man annehmen wollte, der Präsident habe sein Erscheinen den erwartungsvollen Gästen so leicht gewährt und denselben mit einiger Liberalität vergönnt, seines stolzen Anblicks sich zu freuen; im Gegentheile zog sich Se. Excellenz sofort nach seiner Ankunft und nach einem huldvollen Wort an den von Ehre tiefgebeugten Lotfahr nach den innersten Ehrengemächern des Schlosses zurück und besah hierauf ausschließlich in Begleitung Lotfahrs und dessen Sohnes die inneren Räume des Gebäudes, später auch den großen Park.

Die auffallende Unruhe seiner Tochter Helene, die ihn begleiten sollte, brachte hiebei einen Umstand zur Sprache, welcher dem Präsidenten Gelegenheit gab, die Bedeutung eines Wölkchens auf seiner Stirne ahnen zu lassen.

Helene, die schlanke und schöne, aber keineswegs anziehende Tochter Sr. Excellenz, erbat sich nämlich statt in den Park zu folgen, die Erlaubniß, die Schwester ihres Verlobten aufzusuchen, welche bei ihrer Ankunft nicht sichtbar gewesen und auch jetzt noch immer nicht zum Vorschein käme. Sie erwähnte zugleich, daß sie

um so sehnlicher die Tochter des Hauses zu sehen wünsche, als sie ja ihre Institutsgefährtin gewesen und heute noch die Heimreise größten Theils in ihrem Wagen zurückgelegt habe.

Der Präsident warf einen Blick auf seinen künftigen Schwiegersohn und sagte dann zu seiner Tochter:

„Nun — so folge Deinem Herzen!"

Mit diesen Worten ging er nach dem Park und der junge Lotfahr, welcher den Blick des Präsidenten und die Wolke auf seiner Stirne zu würdigen wußte, folgte ihm erschüttert.

Helene verfügte sich nicht selbst zu der Tochter des Hauses, sondern schickte den Diener Philipp, sie zu melden.

Dieser fand die Thüre der Burgei verschlossen, wie schon ihr Bruder zuvor und kam dann unverrichteter Sache wieder zurück.

„Nun?" rief ihm Helene in lebhafter Unruhe und pressirt entgegen.

„Ich habe geklopft und gesagt, was ich wolle — das Fräulein gibt keine Antwort," sagte Philipp.

„Die Institutsgefährtin sei es, die sie sprechen wolle —" betonte Helene.

„Hab' ich gesagt — aber das Fräulein gibt keine Antwort!"

„Die Verlobte des Bruders wolle sie sprechen —"

„Hab' ich gesagt — Fräulein Burgei gibt keine Antwort!"

„Die Tochter des Präsidenten von Bergen wolle — rief Helene in hochfahrendem Tone.

„Hab ich gesagt," wiederholte Philipp, den Ton nachahmend — „Das Fräulein gibt keine Antwort!"

„Es ist gut . . ." winkte Helene dem Diener, der sich mit einem ironischen Blicke entfernte . . .

Helene blieb einen Augenblick wie vom Donner gerührt.

„Unerträglich!" rief sie dann. „In welche Lage bin ich gerathen! Wo habe ich meine fünf Sinne gehabt, da ich dieser wilden, unerzogenen Gefährtin plaudernd mein Herz eröffnet? . . Zu Eckhof angekommen, mußte ich erfahren, daß es — ihr Bruder ist, der mir zum Verlobten erkoren. Kaum konnte ich die Stunde erwarten, hieher zu kommen — Burgei zu sehen — sie bei Seite zu ziehen — und all' meine Reden als Scherze auszugeben! Aber Burgei erscheint weder beim Empfange meines Vaters, noch läßt sie mich vor zur Begrüßung! Abgeschlossen in ihrem Zimmer, brütet sie, weiß der Himmel, welche jener Tollheiten aus, mit denen sie alle Welt zum Ueberdruß belästigt! . . Aber mein Entschluß

ist gefaßt. Von jetzt an leugne ich, gegen Burgei jemals vertrauliche Aeußerungen gethan zu haben — ich will seh'n, wer Glauben findet, das Kind des ehemaligen Pächters — oder die Tochter des Präsidenten von Bergen!"

Zunächst mußte der Präsident und der junge Lotfahr noch empfindlicher gegen Burgei aufgeregt werden, deshalb beschloß Helene, dieselben im Parke aufzusuchen.

Beinahe hätte sie, indem sie eilig aus dem Zimmer trat und nach der Treppe stürmte, dem Diener Anton, der ihr entgegenkam, ein kostbares Service aus den Händen gestoßen.

Wer weiß, welche feine Bemerkung dieser ihr zum Danke nachgerufen hätte, wäre nicht Philipp eben gekommen, ihn aufzusuchen und vor Beginn der Tafel noch eine wichtige Sache mit ihm zu besprechen.

„Ist Alles bereit?" fragte Anton, den geistesverwandten Diener erblickend: „Sind die Leute draußen?"

„Wie zum Wettrennen, in Reih und Glied," erwiederte Philipp, während aus dem fernen Speisesaale ein Tusch erscholl.

„Es ist hohe Zeit," sagte Anton. „Die Tafel wird gleich beginnen . . . Auch Deine Frau ist vor der Thüre?"

„Die fehlt nie," erwiederte Philipp: „Sie hat auch die Tochter zu Hilfe."

„Ganz in der Ordnung. Einen Schnitt wie heute werden wir nicht bald wieder machen. Wie der Champagner bei Seite zu schaffen, weißt Du; — die übrigen Weine in einen großen Holzkorb — alten Teppich darüber — später in Sicherheit! Braten und Bratenreste wandern die Hintertreppe hinab — um Mitternacht alles Uebrige durch mein Fenster in's Freie! — die Tafel ist groß genug, um heute wieder einige Silbersachen — verlieren zu lassen . . ."

„Es thut auch noth," sagte Philipp. „Ich hab' eine Schwanung, daß unsere schönen Tage vorüber sind. Sie wären schon vorüber, wenn Burgei nicht — krank — oder sonst was wäre. Das Absperren — das Stillsein ist nicht geheuer . . . Mein Herz hat etwas wie ein Leichdorn vor dem Gewitter; — es gibt Regen, sag' ich Dir — Sturm und Platzregen. Wir werden wohlthun, unser Schäflein in's Trockene zu bringen! Adjes — An's Werk, mein Lieber! . . ."

Helene traf inzwischen ihren Vater nach einigem Suchen bei dem künstlichen Wasserfall und bereits auf dem Rückweg nach dem Schlosse.. Lotfahr war so eben abgerufen worden und der Präsident kam nur in Begleitung Remi's des Weges.

„Schloß und Parkanlagen finden meinen Beifall," sagte er eben. „Sie sind solid und geschmackvoll. Auch dem rigorosen Betrachter müssen sie genügen."

Nicht ohne ironischen Anflug setzte er hinzu:

„Es war wohl eine Vorliebe aus früheren Tagen, daß Ihr Vater die Oekonomie-Gebäude nicht besser dem Auge entrückte?"

Der junge Lotfahr suchte eine verlegene Bemerkung zu machen, als der Präsident seine Tochter gewahrte und sagte:

„Ah — sieh da, meine Helene. Nun, hast du die Schwester Remi's gesprochen?"

„An Bemühungen habe ich es nicht fehlen lassen," erwiederte Helene mit affectirter Verlegenheit — „Doch muß man eben Nachsicht haben . . ."

„Nachsicht — mit wem?" sagte der Präsident. „Ich will nicht hoffen . . . Herr Lotfahr, kennen Sie den Vorwand Ihrer Schwester, sich so zurückzuziehen?"

„Wenn ich nicht irre — ein plötzliches Unwohlsein der Schwester" — erwiederte Remi erschüttert.

In diesem Augenblicke kam Remi's Vater zurück und meldete:

„Graf v. Starrenberg läßt sich entschuldigen. Erst nach Tische könne er erscheinen . . . Beliebt es Ew. Excellenz, daß zu Tische gegangen werde?"

„Zu Tische denn," sagte der Präsident: Auch ohne Ihre Familie ganz zu kennen, Lotfahr . . . Komm, meine Tochter!"

Drittes Capitel.

Um den Preis der Ehre.

Der Abend war angebrochen. Die Tafel entfaltete seit einer Stunde die erlesensten Genüsse. Trommelwirbel und Trompetenschall erklangen, wenn hie und da ein Trinkspruch ausgebracht wurde. Die Klänge der Musik nahmen ihren Weg fast ungeschwächt durch die offenen Fenster des Tafelsaales und verloren sich in den feenhaft beleuchteten Räumen des anstoßenden Gartens, die übrigens von Gästen noch leer waren. Höchstens ein Diener in prächtiger Livrée schlüpfte dann und wann zwischen den Gebüschen nach einem Hinterpförtchen, um sich dort eines tuchumwickelten Packes zu entledigen.

Endlich — als die Tafel sich bereits dem Ende näherte — erschien eine männliche Gestalt, die ihrem Anzuge nach nicht zu den Gästen gehörte, hinter dem lin-

ken Schloßflügel, wo bis auf zwei Fenster alle übrigen in der schönsten Beleuchtung prangten.

Die Gestalt war in einen grauen Mantel gehüllt und blieb nach einer Weile genauen Forschens unter den zwei dunklen Fenstern stehen.

Es schien, als warte der ungeladene Gast auf ein Zeichen von oben, denn er blickte eine Weile ernst und unverwandt nach den dunklen Fenstern . . .

„Alles stille . . . Kein Lebenszeichen!" sagte die Gestalt jetzt und schlug den Mantel zurück, um bei der noch immer warmen Temperatur des Abends besser Luft zu schöpfen.

Es war Otfried.

Er war gekommen, um, wie Burgei gewünscht hatte, nahe zu sein und ihr, wenn es nöthig sein sollte, Zeugenschaft zu geben.

Was Burgei im Schilde führe, wußte er eben so wenig als alle Andern — und nur durch Erkundigung hatte er erfahren, daß droben die zwei dunklen Fenster zu ihrem Wohnzimmer gehörten.

Die von Zeit zu Zeit auflärmenden Tusche stimmten seltsam zu der tiefbewegten Stimmung des jungen Mannes und er fing nach einer Weile an, seine Anwesenheit für überflüssig, ja bedenklich zu halten, wenn er

früher als etwa Burgei es wünschte, von Jemand entdeckt und angehalten würde.

Indem er noch bedachte, ob er sich wieder zurückziehen solle, gewahrte er eine andere männliche Gestalt, die denselben Eingang gefunden hatte, wie er selbst. Die Gestalt war in einen weißen Hußarenmantel gehüllt und schlich mit großer Vorsicht näher und gegen die Ecke des Schloßflügels hin.

Unter den dunklen Fenstern schien der Fremde nichts suchen zu wollen, ihn zog es vielmehr nach jenem Theil des Schlosses hin, wo die Tafel eben zu Ende ging.

Otfried fand es unter diesen Umständen leicht, hinter einem Baume unentdeckt zu bleiben, und dann, als der Husar vorübergeschlichen war, in einiger Entfernung ungesehen zu folgen . . .

Ein langer, dreimal wiederholter Tusch kündigte jetzt das Ende der Tafel an, von der man sich nach dem Geräusche und den Stimmen, die an den offenen Fenstern hörbar wurden, so eben erhob . . .

Zwei Männer waren es, welche, allen Gästen voran, die Treppe zum Gartensalon herunterkamen, offenbar in der Absicht, einen Augenblick allein zu sein und das Herz sich durch eine Mittheilung zu erleichtern.

Kilian Lotfahr war es und sein Sohn Remi. . .

„Nur einen Augenblick allein mit Dir," sagte Lotfahr, von Wein und Freude aufgeregt: „daß ich Dir sagen kann, wie froh, wie glücklich ich bin!"

„Das freut mich — freut mich wirklich," sagte Remi, in Haltung und Sprache sehr vornehm, ein Ordensband im Knopfloche."

„Solche Gäste in meinem Haus! Und Alle vergnügt und zufrieden!" rief Lotfahr.

„Inmitten so vielen Glanzes — bei solcher Bewirthung kein Wunder, Vater."

„Welche Liebe, welche Ehre ist mir angethan worden! Ich der Schwager des allmächtigen Präsidenten! Ich mit solchen Toasten beehrt! Ein Muster von Bürger und Wirth genannt! Eine Ehre müsse man es nennen — hat der Präsident nicht so gesagt? — eine Ehre, mit mir in Verbindung zu treten!"

„Die eignen Worte des Präsidenten —" sagte Remi.

„O Sohn!" fuhr Lotfahr in erhöhter Stimmung fort: „Nie hab' ich besser gefühlt, was Ehre heißt — was es sagen will, in Achtung und Anseh'n vor der Welt dazustehen! Es ist das Schönste und Höchste, es hebt den Menschen heraus aus der dunkeln, nichtsbedeutenden Menge und stellt ihn glänzend hin und macht ihn beneidenswerth und Alles drängt sich um ihn, einen

Blick, einen Druck der Hand, ein freundliches Wort zu erlangen!"

„Es i st das Höchste und Schönste, Vater. Ein Mensch ohne Anseh'n und Macht — ohne Stellung — zählt nicht mit unter den Geschöpfen, welche Beachtung verdienen. Der Zug, sich hervorzuthun — sich durchzukämpfen durch die ringende Menge nach erhabenen Stellen, die Glanz, Macht und Respect gewähren — er ist der vornehmste Zug der menschlichen Brust. Wer diesen Zug nicht fühlt, ist eine gemeine Natur; ein Schwächling, wer ihm nicht durch alle Hindernisse zu folgen wagt; ein Narr, der sein Gewissen zu Rathe zieht über Anfechtungen, welche auf dem Wege liegen!"

Lotfahr sah mit Bewunderung zu seinem Sohne auf.

„Du bist durchgedrungen!" rief er aus: „Was stellst Du dar? Wie begegnet Dir Respect auf Schritt und Tritt! Wie ein Kornfeld im Winde neigt man sich vor Dir, wo Du hintrittst — Sohn! Mein Sohn! .. Verzeih', daß eine Thräne des Entzückens meine Wange netzt! .. Und es sind wohl große Hindernisse, schwere Anfechtungen, bis man eine Stellung am Hofe erringt und seine Geltung hat?"

„Es ist der Kampf und Sturm über einen schmalen Steg," erwiederte Remi: „Hinter sich hat man drän-

gende Feinde, vor und neben sich Rücksichtslose, die desselben Weges wollen; wer nicht verdrängt sein will — muß verdrängen; wer nicht gestürzt sein will — muß stürzen; wer an das Ufer des Sieges, der Macht und des Glanzes will — und ginge an seiner Seite Freund und Bruder — der eigene Vater gar — hinunter in den reißenden Strom, wer uns den Rang ablaufen — uns hindern wollte, vorwärts zu kommen!"

„Ach — ein schwerer Kampf, vielleicht zu schwer," sagte Lotfahr etwas kleinlaut über diese Darstellung des Sohnes: „Und ist man am Ufer — ist man dann geborgen?"

„Man ist es nicht!" sagte Remi und seine Stirne legte sich in Falten: „Man wird es eigentlich nie. Der Ehrgeizigen sind zu Viele über den Steg gekommen und die Stellung, die man erlangt, wird nur durch neue Kämpfe, durch Anwendung aller Mittel gesichert. Von einer Laune des Fürsten, von einer glücklich angelegten Intrigue, von Haß oder Liebe einer einflußreichen Persönlichkeit hängt das Wohl und Weh — die Festigkeit unserer Stellung — die Möglichkeit unsers Fortschritts zu neuen Ehren — hängt unser Glück und Alles ab!"

„Und da ist es gut und räthlich — sich mächtige Freunde — —" sagte Lotfahr leise-behutsam tastend.

„Die Casse meines Vaters hat manche Hand zu

meiner Stütze gemacht," erwiederte Remi mit realistischer Aufrichtigkeit, lächelnd.

„Besonders —" fuhr Lotfahr fort: „sind wohl Familienverbindungen mit vornehmen Personen zu suchen?"

„Das hat mich an das Haus des Präsidenten gefesselt," gestand Remi ganz offen.

„Fallen diese Verbindungen für das Glück des Hauses immer gut aus?" fragte Lotfahr etwas verlegen.

„Da man in einer Welt eigener Verhältnisse lebt — findet wenigstens der Schein seine Rechnung," sagte Remi.

„Und Treue, Liebe, Häuslichkeit?"

„Man trifft sie — vielleicht öfter, als man denkt — doch müssen Glanz und Festigkeit der äußern Stellung in vielen Fällen entschädigen."

„Was hoffentlich bei Dir nicht der Fall sein wird," sagte Lotfahr mit großer Verlegenheit. „Du kanntest Deine Braut schon lange vor der Verlobung?"

„Ich sah sie heute zum ersten Male. Sie wurde seit Jahren in den besten Instituten erzogen."

„Und über ihr Herz — ihren Charakter, ihre Grundsätze? . ."

„Richten Sie solche Fragen an Niemand als an

mich," sagte Remi vornehm lächelnd. „Man muß seinen bürgerlichen Gesichtskreis nicht jeden Augenblick verrathen. Sehen Sie nicht, was Helene darstellt? Fein, vornehm, musterhaft und sicher unter Ihresgleichen — wird sie repräsentiren! Nachdem mich ihr Porträt beruhigt, daß sie von Natur — wenn nicht bevorzugt, doch auch nicht vernachlässigt ist — habe ich getrost die Zusage des Präsidenten als glänzendes Glück aufnehmen dürfen."

„Wohl — nun wohl . . ."

„Und wie eminent sie durch Charakter und Sitte hervorragt, hat sie das nicht glänzend gezeigt, seit sie hier im Hause ist?"

„Recht — ganz recht," erwiederte Lotfahr verlegen.

„Die Schwester — vor Kurzem noch Institutsgenossin derselben — heute noch Reisegefährtin in Helenens Wagen — — zieht sich zurück, schließt sich ab, wie eine ungezogene Plebejerin, während Helene — die Tochter des Präsidenten — mit fliegenden Pulsen den Augenblick kaum erwarten kann, Burgei zu sprechen — ihre Freude auszudrücken, daß sie in ihrem Bruder den Verlobten gefunden! . . Ein tiefer Ingrimm sitzt mir in der Brust über dieses Benehmen der Schwester — unerbittlich hätte ich sie zur Rechenschaft gezogen, wäre der Tag zu einer Scene geeignet! Vater — daß ich's nur sage: eine Last

hängt an den Fersen unsers Glückes — ihr Name ist Burgei!"

„Mein Sohn . . ."

„Ich weiß am besten, was der flüchtige Schatten auf der Stirne des Präsidenten bedeutete, als ihm seine Tochter meldet — Burgei, die Tochter des Hauses, die Instituts- und Reisegefährtin — habe sie gar nicht vorgelassen!"

„Mein Sohn!" stotterte Lotfahr peinlich verlegen.

„Wie dieser Schatten seitdem wiederkehrt, so oft der Name Burgei genannt wird oder der leiseste Umstand an unsere Abkunft erinnert!"

„Du glaubst, daß der Präsident . . ."

„Ich weiß, daß das Benehmen der Schwester und Manches, was Niemand sonst merkt — den Präsidenten wünschen läßt, bald in die Residenz zurückzukehren, um nicht länger und zu viel an das Haus erinnert zu werden, das er der Ehre einer nähern Verbindung gewürdigt!"

„Willst Du mich trostlos — unglücklich machen?" rief Lotfahr zerknirscht.

„Sie werden unglücklich werden, Sie und ich, wenn Sie nicht Mittel schaffen, daß Helenen vor ihrer Abreise noch Revange geboten wird für ein so plebejisches Betragen der Schwester! Der Präsident muß wissen, ob

unserm Blute dieser grobe Tropfen ungestraft angehören darf oder nicht!"

„Sie soll — sie soll erfahren —" sagte Lotfahr, sich ernstlich ereifernd.

„Mein Glück und meine Ehre sind Ihr Glück und Ihre Ehre, Vater . . ."

„Ja, mein Glück — meine Ehre — wenn ich recht verstanden habe . . ."

Die Erscheinung Helenens, die offenbar einen Augenblick von der Gesellschaft sich entfernen wollte, um allein zu sein, unterbrach hier die Unterredung zwischen Vater und Sohn. Sie hatte einen eben erbrochenen Brief in der Hand und las ihn mit Unruhe, ja ängstlicher Hast.

„Helene! Allein — und so aufgeregt?" sagte Remi theilnehmend und ihr entgegen kommend.

„Sie hier?" erwiederte Helena zusammenschreckend und den Brief versteckend — „Ich wollte unbemerkt so eben — einen letzten Versuch machen —"

„Meine Schwester zu sehen?" fiel Remi in's Wort — „Nimmermehr! Sie sollen Genugthuung haben! In meinem und meines Vaters Namen!"

„Ja, in meinem —" sagte Lotfahr wie betäubt.

„Und diese Genugthuung muß um so glänzender ausfallen, je größer Ihr eigenes Herz ist!"

„O nein, mein Lieber," erwiederte Helene mit künstlicher Ruhe und Resignation: „Nichts von Revange. Mir genügt zu wissen — was man von Burgei's Reden und Benehmen zu halten habe!"

Ein Diener, welcher in diesem Momente die Ankunft des Grafen von Starrenberg meldete, kam ihr offenbar sehr gelegen, denn er befreite sie jedenfalls von der Gegenwart ihres Schwiegervaters — wenn nicht auch von der Nähe ihres Verlobten.

Lotfahr empfahl sich in der That sofort, um den angekommenen Grafen zu begrüßen und wollte sich nur noch durch die Worte empfehlen:

„Alles, gnädiges Fräulein — was ein erzürntes Vaterherz vermag — für Ihre Ehre!"

Leider wollte Remi seine Verlobte nicht sobald wieder ohne Begleitung lassen; er bot ihr seinen Arm und wollte sie zu der Gesellschaft zurückführen. Allein sie wußte sich zu helfen und sagte:

„Remi — ich habe auf dem Weg hieher einen Handschuh verloren —"

Dergleichen Winke läßt sich ein Liebender oder Verlobter nicht zwei Male geben — Remi sagte auch sogleich:

„Erlauben Sie mir, der glückliche Finder zu sein!"

Remi hatte sich kaum entfernt, als Helene den Brief wieder hastig hervorzog und las.

„Er ist mir wirklich gefolgt?" rief sie dazwischen: „Er ist in der Nähe? Er will mich sprechen?"

In diesem Augenblicke erschien ein Hußar, in einen Mantel gehüllt, an der Gartenthüre.

„Ah — welch' ein Dränger!" rief Helene erschrocken und erfreut.

„Verzeihung!" rief der Hußar, in den Salon eilend, da er Helenen allein sah — „Meine Sehnsucht war nicht zu bändigen! . . Nur drei Worte! . . Wo sehe ich Sie wieder?"

„Ich werde meinen Vater acht Tage hier zurückhalten . . . Bleiben Sie nahe . . ."

„Ich werde im Schlosse des Grafen von Starrenberg . . ."

„Dann erwarten Sie dort das Weitere," sagte Helene, sich ängstlich umsehend: „Leben Sie wohl! Man kommt!"

„Süße Helene! Gute Nacht!" rief der junge Hußar und ließ sich auf ein Knie nieder, um Helenens Hand zu küssen; dann sprang er auf und eilte nach dem Garten und dem Ausgange aus demselben zu, um nicht entdeckt zu werden — eine Vorsicht, welche zu spät in Anwendung kam, da Otfried, in seinen Mantel gehüllt, der

kurzen Begegnung des Hußaren mit Helenen durch die offene Salonthüre zugesehen hatte und nun dem davoneilenden Abenteurer folgte.

„Er ist's — Braggen!" murmelte Otfried, aus dem Garten auf die Straße tretend; er zog finster entschlossen den Hut tiefer in die Stirne und suchte den Abenteurer einzuholen . . .

Viertes Capitel.

Die Stunde des Gerichts.

Im oberen Theile des Schlosses hatte sich nun auch die übrige Gesellschaft nach und nach in Bewegung gesetzt und kam in heiteren Gruppen die Treppe herab, um sich einige Zeit, da der Abend milde war, im Garten zu ergehen und hier die festliche Beleuchtung zu sehen.

Heitere Musik, welche jetzt aus den offenen Fenstern des Tanzsaales erklang, machte die Promenade in dem von farbigen Lichtern, Lampen und Laternen strahlenden Garten nur noch angenehmer.

Während nun bald schöne Damentoiletten zwischen den im Abendwinde leise rauschenden Bäumen auf und nieder wogten, fanden sich die Hauptpersonen des Festes im geräumigen Gartensalon zusammen und bildeten hier eine Gruppe für sich, die bald darauf der Mittelpunkt einer ebenso unerwarteten als ergreifenden und Angst und Entsetzen verbreitenden Scene werden sollte . . .

Wir haben Helenen verlassen, als sie eben von ihrem Abenteuer zu der Gesellschaft zurückkehren wollte.

Aber schon an der Thüre trat ihr Remi Lotfahr entgegen und führte sie in den Garten-Salon zurück.

„Bleiben Sie, Helene,“ sagte er: „unsere Gesellschaft ist auf dem Wege hieher. Was Ihren Handschuh anbelangt, so muß ich bedauern — nicht so glücklich gewesen zu sein, ihn zu finden.“

„Wie bedauere ich, Sie belästigt zu haben.“ erwiederte Helene — „der Handschuh ist gefunden — ich hatte ihn in Gedanken hieher gesteckt.“ Sie deutete auf ein Band ihrer Taille.

Der hereintretende Graf v. Starrenberg, in Gesellschaft des Präsidenten, unterbrach hier das Gespräch der beiden Verlobten.

„Es ist mir doppelt angenehm, Sie hier zu sehen, Herr Präsident,“ bemerkte der Graf v. Starrenberg im Kommen.

„Vor neuen blutigen Treffen und einem Feldzug, dessen Ende gar nicht abzusehen ist!“ erwiederte der Präsident; und Helene und den jungen Lotfahr erblickend, fügte er hinzu: „Ei, hier finden wir sie ja gleich beisammen“ —

„Wie es Verlobten und Liebenden geziemt,“ unterbrach ihn der Graf, trat vor dieselben hin und reichte ihnen nach einander die Hand.

„Meinen Glückwunsch, Fräulein von Bergen," sagte er: „Sehr erfreut, Herr Lotfahr, Sie auf dieser Stufe des Lebens begrüßen zu können. Glück und Genie werden Sie bald an das Ziel Ihrer Wünsche bringen!"

„Wo ich mich ganz besonders der hohen Gönner und Gründer meines Glückes erinnern werde!" sagte Remi, sich vor dem Grafen fein verneigend. Indem der Präsident zu Beiden trat und mit Remi und Helenen eine Gruppe bildete, erschienen Lotfahr und der Junker im Gespräch.

Graf v. Starrenberg gewahrte mit Vergnügen, daß sich Beide, wenn auch mit sichtlicher Reserve, gegenseitig zu verständigen schienen, ging ihnen daher entgegen und sagte mit einiger Bewegung:

„Nun, Herr Lotfahr — Sie haben Gelegenheit gehabt, sich auszusprechen . . . Nicht wahr? Wie in den Strom der Vergessenheit sei versunken, was eine fanatische Partei, die Scheiterhaufen braucht, unter seinen Augen — den Augen unerfahrener Jugend — verübt! . . Und nun kein Wort des Trübsinns mehr!"

Er blickte mit sichtlichem Vergnügen um sich, indem er die Introduction zu heiterer Tanzmusik hörte und sagte zu Lotfahr: „Wer sich rühmen kann, durch Wahl der Gäste, wie durch Licht und Blumenzier Sie zu übertreffen, der heiße der Meister!"

Die Tanzmusik begann und am Ausgang nach dem Garten sammelte sich eine Elite von Gästen.

„Auf!" rief jetzt der Graf: „Ich denke der Jugend zu beweisen, daß Alter und Schlachten von einem Tänzchen nicht abwendig machen! . . Wo ist Ihr Töchterlein, Lotfahr? Mit Burgei, meinem schönen wilden Liebling will ich den Tanz eröffnen! Ihr Feuer wird ersetzen, was meinem Alter mangeln mag!"

Er bemerkte eine allgemeine Betroffenheit und fragte:

„Burgei nicht hier? Nicht fröhlich unter den Frohen? . . Lotfahr! So betroffen? Was ist vorgefallen? . Ei, so will ich meinen Liebling selbst" . . .

In diesem Augenblicke erhob sich aus den herzudrängenden Gästen ein Ruf der höchsten Ueberraschung:

„Ah! Hier ist sie!"

Die Musik verstummte. Burgei, schwarz gekleidet, ein Bild des tiefsten Schmerzes, das aufgelös'te Haar über Schultern und Nacken, erschien im Hintergrunde des Salons und kam durch eine Gasse, die sich bildete, langsam vorwärts.

„Die Schwester!" rief Remi mit halb erstickter Stimme.

„Gott!" seufzte Lotfahr, fast zusammensinkend.

Erstaunt und bestürzt fragte der Graf: „Was ist das?“ und ging der Trauernden entgegen.

„Burgei — Kind!“ — sagte er mit theilnahmsvoller Stimme: „Zu kommen im Kleide der Trauer! Mit Wangen, von Kummer gebleicht! Das Auge schwer von bitteren Thränen?“

Burgei blieb stehen, blickte eine Weile starr in die Luft und sagte dann mit dem Tone tiefsten Grames:

„Soll ich nicht trauern und weinen? . . Im Hause meines Vaters überall Festschmuck und Licht, Jubel und Leben . . . heute . . . am Sterbetage meiner Mutter!“

Alles schreckte zusammen.

„Die Unglückselige!“ knirschte Remi.

„Herr des Himmels!“ rief der Graf und blickte vorwurfsvoll um sich. „Hat denn des Umstandes Niemand sonst gedacht? Herr Rath . . . Herr Lotfahr! . . .“

Sich selbst unterbrechend und Burgei's Hand theilnahmvoll ergreifend, fuhr er fort:

„Verzeihung, mein Kind . . . Bei der Eile, mit der ich in's Feld gerufen wurde, wünschte ich selbst an diesem Tage noch einmal Gast in Ihrem Hause zu sein — freilich — ohne des Tages schmerzlicher Beziehung mich zu entsinnen . . . Es hätte eines Wortes bedurft — ich wäre dankbar gewesen für diese Aufrichtigkeit — und ich

hätte meinen Abschied in aller Stille genommen . . . Herr Lotfahr, warum haben Sie geschwiegen?"

„Ich hab' — ich wollte . ." stotterte Lotfahr in tiefster Verzweiflung.

„Nein, mein Kind," fuhr der Graf, zu Burgei gewendet fort: „Nein, in diesem Kummer, der uns Alle theilnahmsvoll bewegt, dürfen Sie nicht länger — in diesem Schmerze nicht länger verharren . . . Burgei, bedenken Sie, daß die Zeit ihr Recht haben will und einen Balsam bietet für jede Wunde!"

„Wohl weiß ich das," erwiederte Burgei mit derselben schmerzlichen Ruhe wie früher: „Vielleicht hätte auch ein Gebet in einsamer Kammer — eine still vergossene Thräne das Herz über die Kränkung des mütterlichen Angedenkens wegsehen lassen — wenn nichts Anderes meine Seelennoth vergrößert hätte . . ."

„Wie? Was noch?" fragte der Graf. „Reden Sie, Burgei!"

„Mein Bruder," sagte Burgei — „von falschem Ehrgeiz fortgerissen — hat sich einer einflußreichen Verbindung willen mit einer Dame verlobt, die — ihn nicht liebt, nur aus Eigennutz heirathen und vom Altare weg einem Andern treulos nachsetzen wird!"

Neue allgemeine Bewegung.

„Schwester!“ brach jetzt Remi in höchster Aufregung und Wuth los.

„Unerhörte Verwegenheit!“ donnerte der Präsident entrüstet.

„Verruchte!“ drohte Helene im Tone tiefster Bosheit und Rache.

Graf von Starrenberg aber ergriff die Hand der Burgei und sagte ernst und bewegt:

„Dies Wort wirst Du zurücknehmen, Kind ... Vieles mag man einem schmerzbewegten Gemüthe nachsehen — doch, was Du hier sagtest — in solcher Stunde — im Angesichte solcher Zeugen — das wird, selbst im Falle Du wahr geredet ...“

„O ich weiß,“ unterbrach ihn Burgei mit derselben Ruhe: „ich weiß, daß meine Art nicht von der Art dieser Welt ist ... Um der Wahrheit die Ehre zu geben und meinen Bruder wirksamer als unter vier Augen vor dem Abgrund einer schmachvollen Ehe zu warnen, hab' ich geredet ... O, starrt mich nicht mit drohenden tödtlichen Blicken an — ich will ja Euerm Zorn und Eurer Macht nicht entfliehen, wohl wissend nach dem Spruch des heiligen Buches: Die Weisheit, wie die Wahrheit, muß sich vor ihren Kindern rechtfertigen lassen ... Ich habe nur Eines noch zu sagen: — das Schwerste, Bitterste, das heute meinem Vaterhause widerfahren ...“

„Was ist das? . . . Burgei!“ sagte der Graf erschüttert.

Mit heftig bewegter Brust, schwer ringend und Thränen und Schluchzen niederkämpfend, sagte Burgei nach einer Pause:

„Nicht genug, daß der Todestag der Mutter mit festlicher Tafel und Musik begangen wird — daß mich Kummer um das Glück des Bruders niederbeugt: — — unter den Gästen dieses Festes muß sich auch — der Mörder meiner Mutter befinden!“

Burgei hatte sich bei diesen Worten straff aufgerichtet und sie mit furchtbarem Nachdruck betont.

Die Gesellschaft war in höchster Bestürzung. Doch Graf Starrenberg, dem diese Nachricht keineswegs unwillkommen klang, rief mit triumphirendem Ernste:

„Wer ist der Mörder?“

„Hier steht er“ — erwiederte Burgei: „Ihr Sohn — der Junker selbst! . .“

Eine unbeschreibliche Bewegung entstand. Ein Theil der Gäste gerieth in ein fluchtartiges Durcheinander.

„Mein Sohn?“ sagte der Graf nach einer langen, furchtbaren Pause . . . „Ein verhängnißvolles Wort hast Du gesprochen, Kind — ein zweischneidiges Schwert gegen mein Herz hast Du gezückt . . . Du wirst es verantworten müssen — aber sei gewiß: hast

Du die Wahrheit gesagt und kannst Du die Wahrheit beweisen — wäre der Verbrecher tausend Male mit Banden des Blutes an mein Herz gekettet — hinunter in den Abgrund der Hölle mit ihm! — Folge mir!"

Mit diesen Worten wendete sich der Graf zu seinem Sohne und verließ den Gartensalon, während die Verwirrung nach und nach sich aller Gäste des Schlosses bemächtigte . . .

Die Entfernung des Grafen brachte auch den Präsidenten aus seiner Erstarrung wieder zu sich. Er warf einen durchbohrenden Blick auf Lotfahr und dessen Kinder und sagte, indem er seine Tochter an sich zog:

„Das unerhörte Gebahren dieser Verwegenen hat meine Fassung gelähmt; ich finde sie wieder, um zu sagen: daß ich die Stunde verwünsche, die die Ehre meines Namens compromittirte durch die Berührung mit diesem plebejischen Hause! . . Auch ich will für eine Untersuchung sorgen, aber nicht um die Ehre meiner Tochter zu prüfen, sondern um die Verwegenheit — dieser hier (er zeigte auf Burgei) in einem Thurme des Landes büßen zu lassen! . . Sie aber —" und er wendete sich an Remi — „einst der Verlobte meines Kindes — betreten Sie die Residenz nicht wieder — betrachten Sie ihren Sturz als gewiß! Sie hatten uns wenigstens vor plebejischer Unbill zu schützen!"

Er entfernte sich mit seiner Tochter Helene und gab damit das Zeichen für die Gäste, in fluchtartiger Verwirrung ein Gleiches zu thun, so daß nach wenigen Minuten Salon und Garten von Menschen wie ausgefegt war; nur Lotfahr, Remi und Burgei bildeten noch eine verlassene Gruppe, aus der das Leben entwichen zu sein schien . . .

Remi war es zuerst, welcher, aus seiner Erstarrung erwachend, dem Zustand seines Herzens Worte lieh.

„Aus allen Hoffnungen — aus allen meinen Himmeln gestürzt!“ rief er aus und gerieth in rasch sich steigernde Wuth: „Und durch sie — sie — die Geißel unsers Hauses, die Würgerin unsers Glücks! — O, so fahre hin, Du Abfall unsers Bluts; es gebührt Dir nichts als der Fluch Deines Bruders, den Du von der Höhe des Glückes in den Abgrund des Elends gestürzt hast . . . Vater — mit keinem Auge sehen Sie Ihren Sohn von Stund' an wieder, wenn Sie nicht jetzt von Ihrer väterlichen Gewalt Gebrauch machen und diese Schande des Hauses mit dem Fluch von der Schwelle treiben — zum Beweise für die Welt, daß unsere Ehre nichts gemein hat mit dieser entarteten Tochter!“

Von einer unsäglichen Erschütterung hin- und hergeworfen — taumelnd — fast ohne zu wissen, was er thue, sagte jetzt Lotfahr:

„Ja — hast Recht — von meiner Gewalt — — und so sei — sei — verstoßen mit dem Fluche Deines Vaters! . . .“

Dieser Fluch erweckte auch Burgei aus einer Art dumpfen Abspannung und Geistesabwesenheit — rasch belebte sich ihre Gestalt — ihr Gesicht — ihr Auge wieder und mit höchster heroischer Begeisterung jubelte sie auf, ihre früheren Worte wiederholend:

„Märtyrin der Wahrheit! Juble auf, Herz, und empfange die ersehnte Dornenkrone! Herbei, ihr Kränkungen und Martern — ihr Dolche und Schwerter — lächelnd drücke ich euch an meine Brust, die von der Süßigkeit der Wahrheit voll, eure Schmerzen nicht fürchtet!“

Und mit diesen Worten eilte sie von dannen — hinaus in die stille, schwüle, dunkle und einsame Nacht, ohne zu wissen, wo ihr armes, verlassenes Haupt hinlegen . . .

IV.

Die Palme des Friedens.

Erstes Capitel.

Die nächsten Folgen.

Mitternacht war vorüber. Die Ränder des Horizontes waren von zackigen Wolken umsäumt, aus denen häufiges Wetterleuchten zuckte. Trotz der fernen Gewitterregen war die Luft nur wenig abgekühlt und würde schwül und drückend geblieben sein, wenn nicht ein leiser Luftzug aus Osten etwas abgeholfen hätte.

Hat der vorhergehende Tag oder Abend ein wichtiges Ereigniß gebracht — und wann wäre dies auf dem weiten Erdenrunde nicht der Fall? — so übernimmt der Strom der Luft, ob derselbe nur in kaum hörbaren Wellen oder mit der Gewalt des Orkanes bewegt wird, in dunkler Nacht die Rolle des griechischen Tragödienchors und spricht, durch die Wipfel der Wälder, durch Glockenstuben, Ruinen und Lücken der Dächer dringend, mit leiser Lippe des Weisen oder mit dem Donnerlaut der

Wolken seine ewigen Gedanken, sein Beileid, seinen Zorn und seine Zukunftsideen im Angesicht der Erde und des Himmels aus.

Und wo anders wäre dieser Urstimme der Natur mehr Anlaß geboten gewesen, in dunkler Mitternacht ihre geheimnißvoll tönenden Betrachtungen über Schuldige und Unschuldige erbrausen zu lassen, als in der Gegend um Bingerbach, wo in dieser Nacht so viele Herzen voll Weh' und Entsetzen, Zerknirschung und Ingrimm ihr Lager flohen und ein Echo jener Betrachtungen bildeten?

In der That erklang es, wenn auch nicht stürmisch, so doch vernehmlich genug wie ein Chor dumpfer Geisterstimmen um Thürme und Fenster der Starrenburg, in die ein schmerzlich empörter Vater und ein jäh aus seiner Sicherheit gestürzter verbrecherischer Sohn zurückgekehrt waren; ergreifend tönte es um die Mauern des Schlosses Lotfahr, das um Mitternacht, nachdem die Gäste mitsammt der feigen diebischen Dienerschaft längst entflohen waren, noch in gespenstisch-greller Beleuchtung strahlte, während Vater und Sohn, ahasverische Gestalten, sich fliehend und händeringend durch Gänge und Gemächer zogen; verständlich und durchschauernd klang auch manchem verstörten Gaste, der so eben heimgekehrt und am offenen Fenster stehend gedankenvoll in die Dunkelheit starrte, das geisterhafte Rauschen in den Zweigen

der Bäume, seine Gedanken waren nur eine Stimme mehr in dem geheimnißvollen Geister-Chore der Natur . . .

Aber horch! Tiefinniger und wundersamer, entsagender und ergreifender klang der Chor sachte wogender Lüfte in den Zweigen jener Rieseneiche, unter deren weithinreichenden Aesten einst die schöne Pächterin, Andacht im Herzen und auf den Lippen, stille Kreise zog und einer frommen Weisung zu folgen meinte, indem sie geweihten Samen von Natternkraut streute.

Was war seitdem geschehen! Wie viel Anlaß war gegeben, über Wahn der Menschen und Leiden der Unschuld, zeitweiligen Sieg des Verbrechens und plötzlich hereinbrechendes Gericht zu sinnen und der armen Pächterin einen Nachruf voll Theilnahme und Weh, voll Bewunderung und liebevoller Treue zu widmen!

Aber noch mehr . . . töne, du vielstimmiger Chor der Himmelslüfte, töne melodisch und seelenvoll, in Klängen der Wehmuth und thränenschweren Berichtes! — denn am Stamme der Eiche liegt, eben hingestürzt nach zielloser Flucht und erschöpft von heftigsten Stürmen des Gemüthes — Burgei — die Tochter Lotfahrs, die Verstoßene, mit dem Vaterfluch Beladene — die tapfere Bekennerin und darum auch Märtyrerin der Wahrheit!

Aber töne leise, Chor der Himmelslüfte und störe

einen Schlummer nicht, der nie verdienter, nie süßer, nie ersprießlicher einem menschlichen Wesen war!

Mutter Lotfahr — sieh, da wo für Deine Schönheit und Unschuld einst das Netz gelegt war, da liegt jetzt dein schönes Töchterlein als Rächerin an Deinen Feinden — aber verlassen und nicht belohnt, verstoßen und nicht von dankbaren Armen umfangen!

Wird sie verlassen und verstoßen bleiben? Hat der Sieg des Bösen nicht genug Opfer an dem Tode der Mutter gehabt, soll auch das Märtyrerthum des Töchterleins durch Tod und Verderben besiegelt werden?

So schien auch der Chor der Lüfte zu fragen, als Mitternacht vorüber war und Stunde um Stunde ohne Hülfe und Rettung verrann.

Da endlich — horch!

Ists ein Wanderer, der, froh der bestandenen Gefahren der Nacht, vorübereilen und zu seinen Lieben vor Tagesanbruch gelangen will? Oder ist's ein rasender Geselle der Feinde, der die Rächerin sucht, um an ihr wieder Rache zu nehmen?

Ein junger Mann, verstört in den Mienen, eine blutige Waffe in der Hand und mit wilden Blicken forschend, kam in der Richturg vom frühern Pachthofe Lotfahrs her, wo er die Bewohner eben durch Schreckensruf und Drohungen aus dem Schlafe geweckt und — nach

dem Kinde Lotfahrs — der Burgei — gesucht, aber vergebens gesucht hatte!

Vor Ueberraschung erstarrt hatte man in dem Fremden — Otfried, den Sohn des früheren Schloßamtmannes Beiwart erkannt und wollte ihn gastfreundlich aufnehmen und bewegen, daß er sich erhole; — er aber dankte und eilte weiter und duldete nur, daß ein Knecht ihm folge und nöthigen Falles hilfreich sei.

So kam Otfried in der Richtung nach der hundertjährigen Eiche und entdeckte hier die Vermißte, die durch einen wichtigen Zwischenfall seiner Wachsamkeit entgangen war.

Nie lag ein größerer Jubel und tieferer Schmerz in Einem Worte beisammen, als in dem Worte: „Burgei!“ welches Otfried, vor der Gefundenen auf die Knie sinkend, ausrief.

Selber einer Ohnmacht nahe, blieb er so, die Augen mit beiden Händen bedeckend, eine Weile stumm vor Empfindung, bis er, seiner wieder mächtig, rasch sich erhob, den Knecht nach dem Pachthofe schickte, um noch mehr Leute zu holen und Burgei mittelst einer Trage nach dem sichern Obdach ihrer Kindheit bringen zu lassen. Er selbst trat in ehrfurchtsvolle Entfernung von der Schlummernden weg, um durch kein Geräusch die Ruhe derselben zu stören und schritt Wache haltend auf und nieder . . . .

Wie war es aber gekommen, daß er am Abend des Festes Burgei aus dem Auge verlor, daß er sie nicht bei dem ersten Schritte aus dem Vaterhause in seinen Schutz nahm und ihr und sich drei fürchterliche Stunden ersparte?

Die Erklärung liegt nahe.

Otfried hatte, wie wir gesehen haben, in dem Husarenlieutenant den Abenteurer Braggen erkannt und hatte sofort beschlossen, ihn nicht mehr aus dem Auge zu verlieren und sich seiner so rasch und gut als es ging, zu bemächtigen.

Deshalb war er ihm nach dem kurzen Rendezvous mit Fräulein Helene von Bergen gefolgt und ersah alsbald die Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen.

In einer entfernten Ecke des Parkes und in dem Augenblicke, als Braggen durch das Pförtchen, welches ihn eingelassen, wieder entschlüpfen wollte, ergriff ihn Otfried von rückwärts kräftig an der Schulter und rief ihm ein donnerndes „Halt!" zu.

Braggen, seiner Natur und seiner abenteuernden Lage nach stets auf Gefahren gefaßt, war rasch gewendet und stand dem Gegner mit der Hand am Säbel gegenüber.

„Was steht zu Befehl und wer sind Sie?" fragte Braggen herausfordernd und frech.

„Ich heiße Otfried — Otfried Beiwart — Sie kannten mich als des Schloßamtmannes Sohn!“ rief Otfried.

Braggen erkannte sogleich, in welcher Absicht der junge Mann, der ihm immer feindlich entgegen gestanden, gefolgt sei und wollte den Säbel aus der Scheide reißen, allein der Schlag mit einem wuchtigen Stocke verhinderte die Absicht und die getroffene Hand sank vom Griffe des Säbels.

„Ergeb' Dich und folge mir!“ rief Otfried und trat dem Wuthblickenden näher.

„Was?“ erwiederte Braggen, in wilder Heftigkeit aufbrausend: „Dir, dem bartlosen Jungen mich ergeben?“

Die Wuth schien ihn seiner Hand wieder mächtig zu machen und er versuchte einen Schlag mit der Säbelscheide; doch Otfried war schneller und gewandter, sein Knotenstock fiel wiederholt auf Arme und Haupt des Gegners nieder und beraubte ihn der Fassung. Taumelnd wollte Braggen hinter einen der nächsten Bäume flüchten, er wurde aber noch früher von einem so ausgiebigen Hiebe im Nacken getroffen, daß er lautlos und wie ohne Leben zu Boden stürzte.

Rasch entwaffnete ihn Otfried nun und zog den Säbel zu seiner Verfügung. Aber es schien, daß er der Waffe nicht mehr bedürfe; Braggen schien sein Ver-

brecherleben verhaucht zu haben, denn sein Athem stand still und der Körper lag ohne Bewegung.

Das war nicht die Absicht Otfrieds gewesen, er wollte den Gegner nur wehrlos machen und entwaffnen, denn das Gericht sollte ihn ungeschädigt und lebend haben!

Bedauernd, daß er sich von der Hitze zu weit habe fortreißen lassen, kniete Otfried forschend neben Braggen nieder, befühlte den Puls und die Schläfe desselben und eilte dann, als er noch Leben gewahrte, an eine Grotte, um sein Schnupftuch in Wasser zu tauchen. Er kam nach kurzer Pause zurück und benetzte die Schläfe und Stirne Braggens; dieser kam in der That wieder zu sich, öffnete die Augen und blickte einige Male matt um sich. Aber seines Gegners ansichtig und seiner Lage sich wieder ganz bewußt, schien ihm die Wuth der Verzweiflung wieder Kraft und Kampflust zurückzuführen. Krampfhaft richtete er sich empor und suchte Otfried, der noch auf einem Knie vor ihm lag, am Halse zu erfassen und zu würgen — vergebliche Bemühung. Otfried wich mit einer schnellen Wendung aus und mit geschwungener blanker Waffe dastehend forderte er Braggen auf, sich ohne Widerrede zu erheben und zu folgen, wolle er nicht schwer gezüchtigt in's Schloß zurückgeführt und dort in Gewahrsam gebracht werden.

Braggen fühlte wohl, daß es klüger sei, dem Willen des Siegers zu folgen und auf dem Wege außerhalb des Parkes, geschützt durch die Dunkelheit, vielleicht zu entkommen, als in das Haus des Festes geführt und dort dem mächtigsten und unerbittlichsten Feinde — dem Grafen von Starrenberg ausgeliefert zu werden.

Er ging also scheinbar willig vor Otfried her, welcher, nur dann und wann durch ein Wort oder einen Wink mit der Säbelklinge den Weg bezeichnend, auf dem Fuße folgte. Otfried hatte die Absicht, seinen Gefangenen in das Haus des nächsten Dorf-Schulzen zu bringen, welcher, wie er sich vor einer Stunde überzeugt, mit der rührenden Treue früherer Tage noch an ihm hing. Dort sollte Braggen die Nacht hindurch wohl verwahrt und am Morgen nach der Starrenburg gebracht werden. Aber an einem Haare hing es, daß der Abenteurer doch noch einmal seiner längst verdienten Strafe entging; denn da, wo der Feldweg um den Schloßpark nach der Wohnung des Schulzen einbiegt, machte Braggen einen so gewaltigen, erfolgreichen Versuch zur Flucht, daß es nur der größten Behendigkeit und einem tüchtigen Säbelhiebe gelang, den Flüchtigen in seinem Laufe anzuhalten und nun ohne Widerstand an's Ziel zu bringen. Eine breite Schmarre zwischen Schulter und Nacken war der Lohn für diesen letzten Fluchtversuch . . .

Braggen war nun bald in sicheren Gewahrsam gebracht und Otfried wollte eben nach dem Schloßpark zurückkehren, um sich Burgei zur Verfügung zu stellen, als ihn die davoneilenden Gäste und ein dumpfes, unheilverkündendes Gewirr in der Ferne überraschten. Die Aufklärung, welche er erbat, war bald gegeben und ebenso rasch verstanden; so wie er vor das Haus des Schulzen getreten, den blanken Säbel in der Hand, stürmte er jetzt dem Schlosse Lotfahrs zu und suchte zur Tochter des Hauses zu gelangen, allein hier hörte er das Schlimmste, Betäubendste — die Verstoßung Burgei's und deren bereits erfolgte Flucht in die dunkle, einsame Nacht hinaus . .

Zweites Capitel.

Ruhe sanft! Ein wichtiger Zeuge tritt auf.

Gegen drei Uhr Morgens bewegte sich eine Gruppe von Männern feierlich von der hundertjährigen Eiche nach dem früheren Pachthofe Lotfahrs.

Auf einer Tragbahre, in warme Decken gehüllt und noch vollkommen bewußtlos, lag Burgei, getragen von vier Leuten des Pachthofs und gefolgt von Otfried, welcher mit ängstlicher Wachsamkeit und liebevoller Sorge kein Aug' von der Schlummernden wendete. Obwohl die Strecke Weges nur kurz war, dauerte es dennoch geraume Zeit, bis der Pachthof erreicht und Burgei unter den Schutz ihres früher so geliebten väterlichen Daches gebracht war.

Mit größter Vorsicht und lautloser Stille wurde die Tragbahre nach der großen Pächterstube gebracht und

hier an einer Seitenwand sachte niedergestellt. Die Bahre konnte ganz gut als Ruhebett dienen und so durfte man die arme Erschöpfte nicht weiter in ihrer Ruhe stören.

Otfried dankte den Trägern mit einem stillen Händedrucke und als sich diese geräuschlos aus der Stube entfernt hatten, zog er den Pächter und dessen Frau bei Seite und sagte:

„Ich muß fort und vertraue Eurem Schutz die arme Verfolgte. Ich bin in einigen Stunden wieder zurück und hoffe gute Nachricht zu bringen. Der Graf selbst wird es Euch danken, daß Ihr Euch der verfolgten Unschuld freundlich angenommen.“

Auf die wohlgemeinte Frage des Pächters, wohin er in so früher Morgenstunde wolle und ob er nicht einige Zeit sich Ruhe gönnen dürfe, erwiederte er:

„Ich bedarf keiner Ruhe. Damit Andere in Frieden leben, muß ich die Zeit jetzt nützen. Ihr sollt mehr erfahren. Mein nächster Gang ist zum Grafen ... Behüt' Euch Gott! Und behütet mir Diese in Sorge und Liebe!“

Er betrachtete einige Augenblicke mit wehvollem, feuchtem Auge die regungslos schlummernde Burgei und eilte dann mit wogendem Herzen von dannen, während sich der Pächter mit seinem Weibe leise zurückzogen, um

noch eine Weile von den Schrecken und Störungen der Nacht auszuruhen . . .

Nicht so glücklich, einige Ruhe genießen zu können, waren die wichtigsten Bewohner der Starrenburg.

Der Graf hatte seit seiner Rückkehr dringende Anordnungen zu treffen und saß seitdem ununterbrochen am Schreibtisch, um wichtige Depeschen zu befördern.

Er schrieb eigenhändig an den König und bedauerte, daß es ihm unmöglich sei, in's Feld zu ziehen. Zum Abmarsche bereit, sei er durch ein schweres Familienereigniß überrascht und veranlaßt worden, das Schloß seiner Väter nicht mehr zu verlassen und als — Letzter seines Stammes hier sein Auge zu schließen. In kurzen Zügen berichtete er dann das düstere Ereigniß und nahm ergreifenden Abschied vom König, dem er Sieg — oder noch besser, baldiges Verständniß mit Oesterreich und Frieden mit demselben wünschte . . .

Während diesen Anordnungen war er öfter durch Unruhe im Schlosse und durch Meldungen unterbrochen worden.

Mehrere Gäste Lotfahrs, darunter auch der Präsident mit seiner Tochter, suchten Nachtquartier auf der Starrenburg, da sie nicht im Stande waren, so unerwartet in der Nacht ihre Heimkehr auszuführen.

Durch den letzten Gast, der Unterkunft im Schlosse

suchte, erfuhr der Graf auch endlich die Verstoßung Burgei's und deren schmerzliche, ziellose Flucht in's Dunkel der Nacht.

Tief ergriffen von dieser Nachricht ließ er sofort die Anordnung treffen, daß die Flüchtige nach allen Richtungen gesucht und, wenn sie gefunden worden, mit aller Milde und Schonung nach der Starrenburg gebracht werde.

Aber bevor die Streifung noch ausgeführt wurde, ließ sich ein Fremder bei dem Grafen melden, welcher vorgab, wichtige Mittheilungen zu überbringen.

Der Fremde war Otfried.

Er wurde von Niemand im Schlosse gekannt und auch der Graf erkannte ihn nicht sogleich, als er ihn eintreten ließ.

„Wer sind Sie, mein Herr? Und was bringen Sie?" fragte der Graf, dessen Gesicht vom Nachtwachen und Kummer verstört aussah.

„Einst kannten Sie mich wohl — und ich glaube, ich durfte mich Ihres Wohlwollens rühmen, Herr Graf" sagte Otfried: „Doch — die Zeit hat Vieles geändert — und ich bin leider in der Lage, mich rechtfertigen zu müssen . . ."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich bin Otfried — Ihres Schloßamtmannes Sohn."

„Otfried?“ rief der Graf und stand auf.

„Der am Tage Ihrer Rückkehr mit seinem Vater entfloh und ohne Zweifel sich dem Verdacht aussetzte, ein Mitschuldiger zu sein.“

„Ja, Herr Otfried. Wenn nicht direct, doch indirect wurden Sie zu den Schuldigen gezählt . . . Kommen Sie nach Jahren, Ihre Schuld zu bekennen oder Ihre Unschuld zu beweisen?“

„Ich komme, um das Verbrechen bis in die kleinste Einzelnheit zu enthüllen und hoffe dadurch meine Unschuld am klarsten darzuthun!“

„Wissen Sie, was heute im Schlosse Lotfahrs geschah — welche Anklage von der Tochter Lotfahrs vor allen Gästen ausgerufen wurde?“

„Ich kenne die Anklage. Burgei hatte die Anklage und die Beweise — von mir!“

„Von Ihnen? Sie wüßten wirklich? . . Gut,“ fuhr der Graf fort und öffnete die Thüre seines Zimmers. „Sehen Sie dort die Wache vor dem Zimmer meines Sohnes. Halte ich wirklich den Schuldigsten gefangen?“

„Eine schwere Schuld belastet Ihren Sohn — jedoch der Schuldigste ist — Braggen, der höllische Verleiter der Jugend.“

„Also doch — schuldig — nur nicht der Schul-

digste! .. Und leider ist der Schuldigste in Sicherheit! Wer weiß wie weit von hier!"

„Nicht weiter, Herr Graf, als die Gerechtigkeit bedarf, um seiner habhaft zu werden und ihn zu strafen, wie er's verdient."

„Wie?" rief der Graf triumphirend: „Braggen in der Nähe?"

„Und gefangen," sagte Otfried: „von meiner eigenen Hand überwunden und gefangen!"

In diesem Augenblicke meldete Burghardt die Ankunft des Schulzen, welcher in Begleitung mehrerer Leute kam, um Braggen auszuliefern.

„In das sicherste Gefängniß mit dem Verbrecher! und sorgt dafür, daß er nicht wieder entkomme!" rief der Graf.

Als Burghardt sich entfernt hatte, bat Graf Starrenberg Otfried, sich niederzulassen und über Braggens Gefangennehmung zunächst — dann aber ausführlich über das Schicksal der armen geopferten Pächterin zu berichten.

Erstaunen ergriff den Grafen, als er erfuhr, daß Fräulein von Bergen trotz ihres Aufenthalts im Hause ihres künftigen Schwiegervaters wirklich ihr Verhältniß mit einem Hußarenlieutenant aufrecht hielt und daß dieser Liebhaber Niemand Anderer sei als — Braggen, der verwegene Verbrecher!

„Ja, ich sehe," sagte der Graf: „daß hier die Hand des Schicksals mitgewirkt, um den Schuldigen an dem Faden eines zarten Verhältnisses in diese Gegend zurückzuführen und der Gerechtigkeit auszuliefern . . . Wie hehr und unerschrocken hat die Wahrheit aus Deinem schönen Munde gesprochen, Burgei, als Du die Scheinheiligkeit der Präsidenten-Tochter entlarvtest! . . . Und wissen Sie auch, Herr Otfried, daß Burgei von Vater und Bruder verstoßen ist und obdachlos in finsterer Nacht umirrt?"

„Beruhigen Sie sich, Herr Graf," sagte Otfried: „Burgei ist gefunden und sicher unter Obdach. Ich selbst habe sie im früheren Pachthofe Lotfahrs erschöpft und schlummernd in sichere Obhut gebracht."

„O dann ist mir eine schmerzliche Sorge benommen," sagte der Graf und gab sogleich Befehl den Streifzug zu unterlassen; er kam dann zu Otfried zurück, um sich ausführlich über das Schicksal der Pächterin Lotfahr berichten zu lassen . . .

Drittes Capitel.

Ein Heldenherz.

Graf von Starrenberg erhielt zum ersten Male im Zusammenhange Aufschluß über das Verbrechen seines Sohnes und des Haupturhebers Braggen.

Aus dem Berichte Otfrieds ging hervor, daß der Junker zwar längst die Schönheit der Pächterin, deren Blüthe unverwüstlich schien, mit Wohlgefallen in's Auge gefaßt hatte, daß aber erst durch den später bekannt gewordenen Freund und Günstling Braggen eine eigentliche Leidenschaft angefacht und geschürt wurde. Otfried's Vater hatte auf dem Sterbebette die feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß Braggen nicht blos im Interesse des Junkers die Pächterin auf die Bahn der Sünde zu zwingen gedachte, denn er selbst habe zu oft die eigene Leidenschaft nicht genug zu verbergen gewußt. Wie dem aber auch war — Braggen rückte endlich mit dem niederträchtigen

Plane heraus: die Pächterin in den Verdacht der Hexerei zu bringen, sie während einer Reise ihres Mannes gefänglich einzuziehen, ihr den Proceß zu machen und bei diesem Processe eine gewisse Richtung der Geistlichkeit in's Interesse zu ziehen, deren vorzüglichste Waffe der Aberglaube und der Schrecken des Gewissens sei. Die Gesinnung des Bischofs war einem solchen Tendenzproceß wenigstens nicht entgegen und so wurde er in aller Stille eingeleitet, das Richtercollegium der Absicht gemäß zusammengesetzt und rasch an's Werk gegangen. Das Erscheinen des Mönchs (des verkleideten Braggen) im Pachthof, die Beschenkung der Pächterin mit angeblich geweihten Kräutern und Angedenken folgte und die Pächterin kam in Folge des naiven Zuges ihres Herzens zu der Eiche und betete und zog Kreise während der Dämmerung, wobei sie von wohlberufenen Augenzeugen, die ihr Opfer erwartet hatten, gesehen wurde. Da nun auch dafür gesorgt worden war, daß nach der Abreise des Pächters viele Leute, die im Pachthofe Milch geholt oder auch nur flüchtig mit der Pächterin verkehrt hatten, von Krämpfen und andern, ganz auffallenden Uebeln befallen zu sein vorgaben — selbstverständlich Angaben, welche durch Bestechung veranlaßt worden waren — so war für den damaligen Beweis der Anklage hinlänglich vorgesorgt und die arme schöne Pächterin wurde in den

Thurm der Starrenburg gebracht. Der Form wegen wurden hier mit der von Angst, Schrecken und Verzweiflung tausendfach Gefolterten die nöthigen Verhöre vorgenommen, aber bald war das Gefängniß der Pächterin nur noch der gräßliche Richtplatz ihrer Seelenleiden. Der Junker nämlich erschien fast jeden Tag und rückte nach wenigen Umständen mit seinen Absichten, seiner Bewerbung heraus. Die schöne Lotfahr sollte wie bisher in ihrem Pachthofe wohnen, dagegen den Wünschen des Junkers gemäß in vertraulichem Umgange mit ihm leben. Die Form und Gelegenheit zu diesem „neuen Leben," wie es der Junker nannte, sollte leicht gefunden werden, ohne die Welt hinter das Geheimniß kommen zu lassen. Erklärte sich die Pächterin einverstanden, so wurde sie nach Kurzem in aller Form Rechtens ihrer Haft als Unschuldige entlassen; widerstrebte sie ernstlich und standhaft, so sollte der Proceß mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen enden. Die Pächterin, von Gemüth nicht weniger schön und kräftig als von Leibe, nahm die erste Mittheilung dieser gegen sie geschmiedeten und ihr zugemutheten Schurkerei mit sprachloser Erstarrung auf und als sie wieder zu sich gekommen war, sagte sie kurz und entschlossen: „Lieber tausendmal den Tod!" Vergebens waren alle Schrecknisse, abgelös't von ausgesuchten Schmeicheleien und glänzenden Vorspiegelungen

üppigen Lebens – die schöne Lotfahr hatte nur Eine Antwort auf Alles: „Lieber den Tod!“ Einen niederträchtigen Versuch mit Folterwerkzeugen ertrug sie mit solcher überirdischer Würde und Kraft, daß die Foltergesellen mit sammt dem Schloßamtmanne beschämt und erschüttert ihr Werk wieder aufgaben. Natürlich erhöhte gerade diese standhafte Tugend den Reiz der Schönheit um so mehr und von nun an geschah es nicht selten, daß der Junker betrunken und mit bestialischer Zudringlichkeit die verlassene Märtyrin bedrängte. In einem solchen Zustande kam er einst wieder — als die Pächterin plötzlich ihm den Degen aus der Scheide riß und ihn ohne Zweifel durchstoßen haben würde, wenn er den geringsten Versuch gemacht hätte, ihr nahe zu kommen; er zog es aber vor, sich schleunigst aus dem Staube zu machen und einige Tage durch den Schloßamtmann und Andere das Werk der „Bekehrung“ ausführen zu lassen. Eine der ersten Erscheinungen war jetzt der — Mönch, von dem die Lotfahr die verhängnißvollen Geschenke erhalten hatte. Die Pächterin, ohne Ahnung von der Schurkerei, die mit dem frommen Gewande getrieben wurde, empfing den vermeintlichen Tröster mit Thränen der Freude und glaubte ihm in rührender Treuherzigkeit, als er mit demüthiger Miene vorgab, zu ihrer geistlichen Tröstung und Hilfe zu kommen. Um so größer war

ihr Entsetzen und ihre Entrüstung, als der angebliche Mönch sich erlaubte, fromme Redensarten um gemeine unsittliche Gesinnungen zu hüllen und als endlich klar an den Tag kam, der verkleidete Braggen werbe nicht nur für den Junker, sondern nebenbei auch deutlich genug für sich. Von nun an gab es für die Verfolgte nur noch Eine Hoffnung: zu sterben und nur noch Einen Trost: mit reiner Seele das Jenseits zu erreichen. Ein überirdischer Glanz umfloß die schöne Erscheinung der Märtyrin, sie ertrug lautlos jede Marter und wußte durch die hohe Energie ihrer Blicke die Quäler ferne zu halten. In dieser Weise verharrte sie während des letzten Abschnittes ihrer Leiden; aber je kräftiger ihre Seele sich erhob, desto mehr sank der Leib unter der Last der Leiden. Die Kräfte schwanden endlich um so rascher, als die Unglückliche anfing, nahezu alle Nahrung abzuweisen; es stand zu befürchten, daß dieselbe nicht mehr fähig sein würde, den Gang zum Scheiterhaufen auszuführen, wenn die Stunde des Gerichtes noch auf sich warten ließe . . . Diese Stunde ließ aber nicht mehr auf sich warten. Nur einige Tage nach der vierten Woche, die die Pächterin im Thurme zugebracht, wurde ihr das Todesurtheil vorgelesen und sie aufgefordert, sich zum letzten Gange vorzubereiten. Die Verkündigung dieses Urtheils war wie ein Ruf der Erlösung; die Lotfahr nahm sie

mit verklärtem Blicke auf. Nun bat sie selbst um Nahrung, damit sie Kräfte sammle, den letzten Gang ohne Wanken ausführen zu können. Auch ersuchte sie um die Tröstungen der Religion durch einen würdigen Geistlichen. Man schickte ihr einen finstern, fanatisch blickenden fremden Priester, der sich darauf beschränkte, vom Jenseits düstere Bilder zu entwerfen und so das Herz der Leidenden noch mehr zu beschweren. Die Absicht lag am Tage; die Pächterin sollte noch an der Gränze des Jenseits, geängstigt von dem Kommenden, in's Leben zurückfliehen, um es, wie es sich eben darbot, zu genießen! Aber oiese Absicht wurde nicht erreicht. Die Lotfahr warf rasch die finstern Befürchtungen wieder aus ihrem Herzen und ersehnte die Stunde der Erlösung. Wollte man ihr nur noch Einen Wunsch auf Erden erfüllen — ihre Kinder und ihren Mann zu sehen — so ging sie froh und ohne Wanken in den Tod. Diese letzte Bitte wurde ihr aber nicht erfüllt; im Gegentheile verschonte man sie mit der Nachricht nicht — daß ihre Kinder eben auch eingezogen seien — und daß ein gleiches Schicksal ihrem Mann bevorstehe... Noch einmal wollte sie unter der Last ihrer Leiden zusammenbrechen, aber die Kraft ihrer Seele erhob sie zum letzten Siege . . . .

Als Otfried in seinem an ergreifenden Einzelheiten

reichen Berichte so weit war, brach er erschüttert ab und sagte nur:

„Ah, Herr Graf — wären Sie einen Tag, nur einige Stunden früher heimgekehrt — die arme Lotfahr hätte den Holzstoß nicht bestiegen!“

Der Graf legte den Kopf in die Hand und verlor sich in jenes seltsame Gedankennetz, welches ein Herz so leicht umfängt, wenn es nicht begreift, wie die Vorsehung, die es so leicht gehabt, ein Verbrechen noch rechtzeitig zu verhindern, den Verbrechern volle Muße lassen konnte, ihr Vorhaben auszuführen. Aber Graf v. Starrenberg war weitsehend genug, um den Gang der menschlichen Dinge nicht nach einzelnen Abrissen, sondern im großen Ganzen zu beurtheilen und er erhob sein Haupt mit dem Gedanken wieder, daß, indem er nicht ausersehen worden, das Verbrechen zu hindern, er doch gewürdigt werde, die Schuldigen selbst zu strafen . . .

Otfried legte jetzt noch einige von seinem Vater auf dem Sterbebette geschriebene Zeilen vor, die in Kürze bestätigten, was Otfried berichtet.

„O,“ rief er aus: „schwerer ringt sich keine Schuld aus einem reuigen Herzen, als dies Geständniß meines Vaters; — sehnsüchtiger sitzt keine Mutter am Strande, des Schiffes harrend, das ihr den lang ersehnten Gat-

ten bringen soll, als ich die Stunde ersehnte, die meinem Vater das Geständniß entringen sollte!"

„Und wo legte er dieses Geständniß ab?" fragte der Graf.

„Nach langer rastloser Flucht von Ort zu Ort — nach Leiden und Beschwerden unsäglicher Art — nachdem ihn das Gewissen über das Meer getrieben und Fieber und Wahnsinn sich lange um sein Leben gestritten!.. Auf dem Todtenbette und bei vollem Bewußtsein dessen, was er that!"

Viertes Capitel.

Abenteurerkeckheit und Verbrecherlist.

Im Leben des Präsidenten von Bergen war es schwerlich jemals vorgekommen, daß ihm die Staatsgeschäfte seines Duodezgebietes den Schlaf einer Nacht geraubt und ihn vor Sonnenaufgang veranlaßt hatten, sich in voller Toilette zu zeigen.

Was seinen Staatssorgen nicht gelungen, das vermochte der Vorfall in Lotfahrs Schlosse.

Der Präsident hatte seit seiner Ankunft auf der Starrenburg weder Ruhe gesucht noch gefunden. Im vollen Feststaate hatte er unruhige Promenaden durch seine Zimmer gemacht und war nur dann und wann zur Abwechselung in einen Lehnstuhl hingesessen.

Mit kleinlicher Heftigkeit sann er auf Rache; eine Genugthuung wollte er sich verschaffen, die wo möglich beispielloser sein sollte, als die Beleidigung, die ihm und seiner Tochter zugefügt worden.

Schon um sechs Uhr Morgens ließ er sich erkundigen, ob der Graf sein Lager bereits verlassen habe? Als ihm gemeldet wurde, daß der Graf gar nicht zu Bette gegangen, ließ er anfragen, ob er die Ehre haben könne, ihn zu sprechen.

Der Graf ließ ihn ersuchen zu erscheinen und so trat Herr von Bergen denn bald in das Arbeitszimmer des Grafen.

Dieser war nicht wenig erstaunt, den Präsidenten noch in voller Festtoilette zu sehen.

„Haben Sie gar nicht geruht, Herr Präsident?“ fragte der Graf und trat ihm entgegen.

„Ruhe — Schlaf — nach einem Ereigniß wie das von gestern Abend?“ erwiederte der Präsident, in Haltung und Mienen finster, versteinert.

Graf von Starrenberg lud ihn ein sich zu setzen und ihm bekannt zu geben, was zunächst seinen Wünschen entspräche?

„Genugthuung, Graf — nichts als Genugthuung,“ sagte Herr von Bergen. „In mir ist der Staat — in meiner Tochter bin ich tödtlich beleidigt. Mit dem bürgerlichen Gesindel muß ein Exempel statuirt werden, damit es erfahre, was es heißt, hohe Würdenträger öffentlich zu beleidigen. Das Gerücht von dem Vorgefallenen wird wie auf Flügeln in die Residenz dringen;

die Schadenfreude wird in hellen Flammen aufschlagen, da es ohnehin nur meiner Stellung möglich war, die bösen Zungen im Zaume zu halten, die mir und meiner Tochter diese mésalliance sehr übel nehmen! Ich kann die Residenz nur betreten, wenn das zweite Gerücht — das Gerücht über die mir gewordene Genugthuung — vor mir her gegangen. . . Meine Tochter —“

Hier unterbrach Herr von Bergen sich selbst, indem er zu merken glaubte, daß ein ironisches Lächeln um die Lippen des Grafen von Starrenberg schwebte.

Dieser war zu wohlbewandert in guter Lebensart, als daß er durch die Blicke Bergens nicht aufmerksam werden sollte, daß er seine Stimmung durch unbewachte Mienen mehr als er wollte, verrathen habe; rasch den vollen Ernst der Situation in's Auge fassend, sagte er daher mit Nachdruck:

„Ihre Tochter — und Sie — sollen Genugthuung haben. Günstige Umstände kommen uns zu Statten. So eben ist ein Hußarenlieutenant bei mir eingebracht worden, welcher, wie man sagt, bis in den Lichterglanz des Festes gedrungen — um mit Ihrer Tochter ein Rendezvous zu haben!“

„Unverschämte Verleumdung!“ rief der Präsident, dunkelroth im ganzen Gesichte.

„Ich wünsche selbst, daß die Aussage Verleumdung ist; darum ist um so mehr auf ernste Untersuchung zu dringen!“ sagte der Graf.

„Welches ist der Name des Lieutenants?“

„Man kennt ihn hier unter dem Namen Braggen,“ erwiederte der Graf.

„Ein Name, welcher nie in meiner Familie genannt worden ist.“

„Sehr begreiflich, denn der Abenteurer soll an zwei Orten selten denselben Namen führen ... Doch es gilt ja nur eine kleine Voruntersuchung und wenn der Herr Präsident die Gefälligkeit haben wollen, von diesem anstoßenden Zimmer aus den Hußarenlieutenant zu sehen und dessen Aussagen zu hören, so bitte ich einzutreten, ich lasse ihn eben aus dem Thurme holen.“

Der Präsident, durch diesen Vorschlag etwas in seiner Grandezza unsicher, erhob sich jetzt und sagte:

„Gut. Die Gelegenheit kann nur günstige Aufschlüsse geben! Ich bin bereit — beginnen Sie das Verhör!“

Er trat in das anstoßende Zimmer, fest überzeugt, daß der Gefangene nicht gegen sich selbst zeugen werde, auch beschloß er, sich gleich anfangs dem Delinquenten in ganzer Präsidenten-Majestät zwischen der Thüre zu zeigen, so daß dieser von einer allfalsigen Aussage, die

Helenen nachtheilig sein konnte, im Voraus abgeschreckt werde . . .

Der Präsident hatte kaum das Nebenzimmer betreten, ohne die Thüre zu schließen — als Braggen von Burghardt und einigen Leuten hereingebracht wurde.

Graf von Starrenberg winkte der Begleitung, sich in's Vorzimmer zurückzuziehen und blieb mit Braggen allein. Dieser war noch in seiner Hußarentracht, aber Hände und Füße waren in Fesseln. Obwohl in seinem Auge noch wilde Keckheit loderte, so war doch seine Haltung nicht mehr so straff wie sonst, ein Zug körperlichen Schmerzes lag auf seinen Mienen.

„Sie heißen Braggen?“ fragte der Graf. „Ist das Ihr wahrer Name?“

„Nein. Doch werde ich meinen Familien-Namen nie bekennen,“ erwiederte Braggen.

„Haben Sie diesen Namen anderwärts nicht wieder gewechselt?“

„Ja, z. B. in der Residenz, wo ich den Namen Rottenstein führte. Protection beim Präsidenten hat mir dort das Lieutenantspatent verschafft.“

Hier trat der Präsident zwischen die Thüre und hielt es sogar nicht unter seiner Würde, dem Delinquenten ein Zeichen zu geben.

Braggen ersah ihn und nickte ihm flüchtig zu, als

wolle er sagen: „Schon gut, Du kommst mir gerade recht.“

Graf v. Starrenberg, der den Präsidenten durch den Spiegel gesehen hatte, blieb ruhig auf seinem Platze und fuhr in seinem Examen fort:

„Was hat Sie gestern hieher geführt und was hatten Sie im Hause Lotfahrs zu suchen, da Sie nicht geladen waren?“

„Ein Liebesabenteuer . . . ich hatte ein Rendezvous mit der Tochter des Präsidenten v. Bergen!“

Hier trat der Präsident, aschgrau vor Zorn und Entsetzen wieder winkend zwischen die Thüre.

„Mit der Tochter des Präsidenten?“ fragte der Graf mit dem ironischen Tone der Ueberraschung. „Wußten Sie nicht, daß Fräulein v. Bergen die Verlobte des jungen Herrn Lotfahr war?“

„Wohl wußte ich es. Doch war es nicht meine Sache, mich darum zu kümmern, nachdem sich das schöne Fräulein darüber weggesetzt!“

„Warum setzten Sie sich zur Wehre, als Otfried Beiwart Sie zur Rede stellen wollte?“ fragte der Graf.

„Weil zwischen ihm und mir eine Sache zur Sprache kommen mußte, die mich wünschen ließ, den lästigen Frager los zu werden.“

„Das Schicksal der armen, geopferten Lotfahr —?“

„Ja," erwiederte Braggen.

Graf v. Starrenberg sah mit einigem Erstaunen zu dem Abenteurer auf, der im Bewußtsein schwerer Schuld und in sicherer Aussicht auf exemplarische Strafe mit kecker Aufrichtigkeit antwortete.

„Sie waren also Einer der Schuldigen, welche die Pächterin in's Unglück gebracht haben?"

„Ja. Und wenn ich aufrichtig sein will, der Anstifter, der Hauptschuldige."

Das Erstaunen des Grafen wuchs.

„Wissen Sie auch, was die Folge dieses Geständnisses sein wird?"

„Daß ich sterben müßte — — wenn ich nicht beweisen könnte, daß die Pächterin Lotfahr nicht auf dem Scheiterhaufen gestorben ist!"

Den Grafen v. Starrenberg riß es förmlich von seinem Sitze empor.

„Was?" rief er: „Die Lotfahr ist nicht todt?"

„Verzeiht," sagte Braggen und brach auf einmal zusammen. „Meine Wunde — sie ist schlecht verbunden — ich verblute mich . . ."

Fünftes Capitel.

Ein neuer Incidenzpunkt. Vorzeitiger Triumph.

Durch den Schloßarzt verbunden und mit Stärkungen versehen, war Braggen bald wieder im Stande, auf die Fragen des Grafen zu antworten.

„Die Lotfahr ist also nicht auf dem Scheiterhaufen umgekommen — ist nicht todt?“ fragte der Graf mit kaum zu bändigender Ungeduld.

„Auf den Scheiterhaufen ist eine andere Person geführt worden und da ihr Angesicht verhüllt war, hatte dies Niemand geahnt!“ sagte Braggen: „Doch lassen Sie mich die Sache gleich im Zusammenhange erzählen,“ fuhr er fort.

„In der Nacht vor der Hinrichtung überwältigte mich ein seltsamer Zustand, den ich bei mir nicht für möglich gehalten hätte. Eine tolle Unruhe, eine schwere Beklommenheit überfielen mich und ich sann auf ein Mittel, die

Pächterin zu retten. Sie sind wohl unterrichtet, Herr Graf, wenn man Ihnen vielleicht gesagt hat, ich selbst sei von wilder Leidenschaft für das schöne Opfer entbrannt gewesen. Diese Leidenschaft entschied endlich für die Rettung der Lotfahr. Ich gewann zwei schon als falsche Zeugen bestochene Gesellen, ließ um Mitternacht die Pächterin aus dem Gefängniß nehmen und statt ihrer eine seit längerer Zeit in Verwahrung gehaltene Verbrecherin, deren Loos ganz gewiß der Tod werden mußte, im Thurme unterbringen. Da diese ungefähr die Gestalt der Pächterin hatte, war die Unterschiebung ausführbar. Der Verbrecherin wurde angezeigt, daß der Tag des Gerichtes für sie gekommen sei und daß sie mit Geduld und Ergebung sterben solle. Zur Vorsicht aber wurde ihr ein Knebel in den Mund gelegt und am Morgen der Hinrichtung der Kopf verhüllt. Von dem Unternehmen wußte weder der Junker, noch der Schloßamtmann etwas. Der Geistliche, welcher die Delinquentin zu begleiten hatte, war angewiesen, ihr blos in's Gewissen zu reden und keine Antworten zu verlangen. So konnte dieselbe unerkannt bis zum Scheiterhaufen geführt werden. Droben in Rauch und Flammen gehüllt, erkannte das fernstehende Volk den Unterschied der Person nicht mehr und die Richter wagten ohnehin kaum, ihr Auge zu dem Opfer — auch ihres Urtheils — aufzuschlagen."

„Und die Lotfahr?“ fragte der Graf, der vor Entsetzen und Empörung aufgesprungen war und lebhaft hin und her ging.

„Die Lotfahr sollte von den zwei Gesellen in einer Sänfte nach einer Hütte am Wildgehege gebracht werden, wo einer der Helfershelfer wohnte. Den andern Tag wollte ich weitere Dispositionen treffen . . . Aber schon nach einer Stunde kam der eine Geselle mit der Nachricht zurück — daß die Pächterin — ausgelebt habe... Auf dem Wege zur Waldhütte ist sie wahrscheinlich einem Schlagfluß erlegen!“

„Warum ließen Sie meinen Sohn darüber im Ungewissen? Warum ließen Sie ihn das vermeintliche Opfer bis in die Nähe des Richtplatzes verfolgen und mit Anträgen bestürmen?“

„Blieb die Lotfahr nach ihrer Rettung am Leben, so sollte sie für ihn todt sein. Nachdem sie gestorben, wollte ich sein Bewußtsein bis zum Aeußersten schuldig werden lassen, damit er später, wenn sein Gewissen erwachte, meine Gesellschaft um so nöthiger hatte und gleichsam sein Schicksal an das meinige gekettet sah. Sollte später eine Stimmung gegen mich, als den Anstifter eines unerträglich nachwirkenden Verbrechens, im Junker die Oberhand gewinnen, so hatte ich ein Mittel in der Hand, sein Gewissen jeden Augenblick mit der Nachricht

zu erleichtern: daß die Lotfahr auf dem Scheiterhaufen nicht gestorben sei!"

„Wo sind die sterblichen Ueberreste der armen unglückseligen Frau?" fragte der Graf mit dem Tone tiefer Bewegung.

„Sie sind hinter der Waldhütte inmitten eines Gebüsches begraben," erwiederte Braggen, seine düstere Stirne neigend.

Graf von Starrenberg setzte sich und blickte den verwegenen Verbrecher eine Weile schweigend an. Es hatte wenig gefehlt, daß ihm die kräftige Offenheit im Bekennen der fürchterlichen Schuld imponirte. Endlich sagte er:

„Sie haben mit lobenswerther Offenheit gesprochen. Ihrer Seltenheit wegen möchte man fast glauben, daß Sie einen besondern Grund hatten, so ohne Rückhalt Alles zu bekennen."

„Nun — eine Wahrheit ist der andern werth. Ich glaube durch meine Offenheit mir eine kleine Gunst erwerben zu können."

„Welche?" fragte der Graf.

„Daß meine Angelegenheit ihrer Wichtigkeit halber dem obersten Gerichtshofe in der Residenz unterbreitet und dort noch einmal untersucht werde!"

Der Graf zuckte überrascht mit den Augenbrauen und sagte nach einer Pause:

„Ich werde Ihnen binnen einer Stunde sagen lassen, ob Ihr Wunsch zu erfüllen sei oder nicht.“

Damit klingelte er und ließ den Delinquenten in den Thurm zurückführen . . .

Den Präsidenten aufzusuchen und ihn zu fragen, was er zu dem Gehörten sage, hatte der Graf nicht nothwendig. Denn jener trat sofort freiwillig aus dem anstoßenden Zimmer und sagte, seltsam verändert in Haltung und Miene:

„Ein furchtbarer, merkwürdiger Mensch. Er soll seinen Willen haben. Ich werde noch heute nach der Residenz zurückreisen und die Acten des Processes einfordern lassen. Die Revision des ganzen Falles ist nothwendig. An mir wird es jetzt sein, trotzdem meine Tochter mit dem abscheulichen Menschen in's Gerede kam, dem Lande zu beweisen, daß mir nicht Macht vor Recht geht . . . Herr Graf — haben Sie die Güte, den Abenteurer in Ihrem Thurme zu belassen, bis ich's nöthig finden werde, ihn nach dem Landes-Hauptgefängnisse abführen zu lassen. Ihr Sohn möge unter den Augen des Vaters den Rechtsspruch des Adelsgerichtes erwarten . . . Ich spreche Sie vor meiner Abreise noch — guten Morgen inzwischen!“

Mit diesen Worten eilte der Präsident auf sein Zimmer zurück.

Er kam gerade recht, um aus dem anstoßenden Zimmer seiner Tochter ein überraschendes Concert von Stimmen zu vernehmen.

Ein zu dem Zweck berufenes Kammermädchen, der stolzen Präsidenten-Tochter bei der Wiederherstellung einer zerrütteten Toilette und Frisur zu helfen, schien eher ein willkommenes Ableitungsmittel geworden zu sein für ein Dutzend übler und abschreckender Launen der beleidigten Schönen. Denn diese zankte und schrie in Einem Athem gegen die lammsgeduldige schüchterne Jungfer und jeder Aufbau der künstlichen Frisur schien ihr nur werth, wieder mit Verdruß und Verachtung abgerissen zu werden.

Diesmal war der Präsident in der That ein Retter in der Noth und ein Befreier der Unschuld, was er sonst in seinem Leben nicht sonderlich oft von sich hatte rühmen können. Er war es aber nicht absichtlich, sondern zufällig, indem er die Jungfer nur deshalb aus dem Zimmer schickte, um seiner Tochter etwas Wichtiges mittheilen zu können.

Der Präsident kannte seine wohlerzogene Helene zu wohl, um nicht zu wissen, daß deren wilde Launen ihn im Voraus merken lassen sollten, was ihm bevorstehe, wenn er es unterließe, ihr wegen des Hußaren-Lieute-

nanuts eine unerhörte Revange zu verschaffen. Der Präsident kam auch nicht, um seine Tochter ahnen zu lassen, daß der Hußaren-Lieutenant gefangen sei und so eben das ganze Verhältniß frei heraus bekannt habe; er wollte ihr nur ankündigen, daß alle Einleitungen getroffen seien ihr genügende Revange zu verschaffen.

„Darum sei munter, Kind!“ rief er: „zeige Dich des Namens und der Stellung Deines Vaters würdig. Imponire durch Ruhe und Selbstgefühl einer Welt, die tief unter unserer Würde liegt . . . Das Nähere später. Nach einigen Stunden reisen wir . . . Nun lasse das Mädchen Deinen Anzug vollständig in Ordnung bringen!“

Frisur und Toilette einer Dame sind nie in friedlicherer Weise in Ordnung gebracht worden, als jetzt das Kammermädchen beide an Fräulein Helene ordnete . . . .

Weniger ruhig ordnete Jemand — der Graf — indessen seine Gedanken über die merkwürdige Wandlung des Präsidenten und über das merkwürdige Uebereinstimmen der Bitte Braggens und des Beschlusses des Präsidenten: den Criminalfall unmittelbar in die Hände des letztern zu spielen. Die Schlußfolgerung war nicht schwer zu errathen . . . .

Sechstes Capitel.

Eine Waffe des Ehrgeizes.

Schloß und Garten Kilian Lotfahrs hatten am späten Morgen noch ziemlich das Aussehen eines verstörten Ballgastes. Nur ein geringer Theil des Festschmuckes war von Treppen und aus den Gängen beseitigt und die Bäume des Gartens schienen sich unwillig zu schütteln, daß sie am hellen Tage von dem Flitter der verunglückten Festnacht noch nicht befreit waren.

Wer hätte auch rascher die Ordnung gewöhnlicher Tage wieder herstellen sollen?

An den Vortagen des Festes waren hundert — wenn auch keineswegs rührige — Hände beschäftigt, die Decorationen zur Stelle zu schaffen, während jetzt kaum ein halbes Dutzend Leute — und diese noch dazu schlaftrunken und verzagt — das Werk der Umgestaltung vollzogen.

Denn außer Tobias und einigen aus dem Pachthofleben mit herübergenommenen Personen war das ganze übrige aus dem Ausland (recte Nachbarlande) berufene und sozusagen mit Decret und hoher Gage angestellte Dienerpersonal beim ersten Feuerlärm des Unglücks auf und davongegangen. Dazu kam noch, daß Tobias, der natürliche Anführer der treuen Schaar, durch die fürchterliche Katastrophe, insonderlich durch die Verstoßung Burgei's — wie er sagte — „sich das Hirn verstauchte" und zwei Stunden lang nicht wußte, ob seine rechte oder seine linke Hand ungeschickter sei, etwas anzufassen. Auch mußte er sich nach je fünf Minuten niedersetzen, weil — wie er auch wieder sagte — in seiner Kniekehle etwas geknackt habe und er wie eine Landkutsche umwerfen würde, wenn er nicht vorsichtig wäre . . .

Als dieser Zustand etwas besser geworden, holte Tobias noch zwei verläßliche Dorfbewohner und commandirte:

„Abräumen!"

Er selber leistete zwar, was ein armer Mann, wie er, zu leisten im Stande war: allein sein gar so leicht in die Quere gerathender Kopf wurde durch zwei Umstände von Zeit zu Zeit von der Arbeit wieder abgelenkt. In diesem Zustande blieb er dann regungslos auf einem Flecke stehen und glotzte entweder nach dem Flügel des

Schlosses, wo sein Herr, Kilian Lotfahr, wohnte; oder er glotzte ziellos in die Ferne, wo jetzt Burgei, deren Andenken ihm zum größten Theile Herz und Kopf so schwer machte, ihr Dach und Fach suchen mußte.

Einige Male war er nahe daran, Alles hinter sich im Stiche zu lassen und der Burgei nachzulaufen; allein sein Kopf war bald insoweit klar, daß er einsah, seine Flucht würde den Herrn um den treuesten Diener bringen und der Burgei, deren Aufenthalt ihm unbekannt war, gar nichts nützen.

Also blieb er und wenn sein „Glotzen" jetzt der Wohnung Lotfahr's galt, so geschah es, weil er dachte: „Ruht er endlich? Oder hat ihm der Schmerz sein Schlägle beigebracht?"

Er meinte damit weniger den Schmerz um die verlorenen Herrlichkeiten dieser Erde, als den Schmerz um das verstoßene Kind; denn die Verstoßung war kaum von ihm ausgesprochen und der Weindampf mit den aufreizenden Reden seines Sohnes verflogen — als ein namenloses Weh um sein herrliches Kind ihn überfiel und beinahe tödtete. Man fand ihn einige Male — auf der Treppe, in seinem Zimmer, im Garten ohnmächtig liegen und sein einziger Ruf war:

„Verflucht mein Kind! Verstoßen und in Verzweiflung getrieben meine Burgei!"

Da jedoch Niemand wußte, wohin sich die Flüchtende gewendet habe, da bis auf Wenige die Dienerschaft geflohen und Tobias nicht beauftragt war, Burgei aufzusuchen, so erklang der Ruf des Verzweifelnden vergeblich und diente höchstens dazu, ihn laut an seine Verblendung zu erinnern.

Gegen 10 Uhr Morgens warf Tobias wieder einmal seinen fragenden Blick zu den Fenstern Lotfahrs empor — als er durch die Erscheinung des jungen Lotfahr davon abgelenkt wurde.

Obwohl Tobias den jungen Herrn am wenigsten suchte und die Sympathien, die er für ihn hegte, sehr wenig besagten, war es doch die Art der Erscheinung, welche des Dieners Blicke unwillkürlich festhielt.

Remi kam barhaupt — fliegenden Haares — in einen leichten Mantel gehüllt — und mit wild forschenden Blicken. Als er sah, daß man im Ziergarten mit dem Wegräumen der Festons beschäftigt sei, trat er rasch nach der Allee, die er von Niemand besucht sah.

Hier ging er einige Male mit großen Schritten auf und ab, hielt dann wie zu einer verzweifelnden Beschlußfassung einige Momente inne — riß eine Pistole unter dem Mantel hervor — hatte im Nu den Hahn gespannt und die Mündung des tödtlichen Geschosses an die Stirne

gesetzt — — als er von rückwärts am Arme gefaßt und ihm mit Blitzes-Schnelle die Pistole aus der Hand gerissen wurde.

„Gnädiger Herr! Ist das auch eine Art, sein Morgengebet zu verrichten?“ rief Tobias mit einem Nachdruck, der offenbar darauf berechnet war, Aufsehen zu erregen und Leute herbeizuziehen.

„Zurück!“ sagte Remi zusammenschreckend und zornglühend zugleich: „Wer hat Ihn gerufen? Die Pistole her!“

„Nein — lassen Sie mich den Spatzen schießen, der durch Schreien Ihre Morgenruh gestört!“ erwiederte Tobias mit verzweifelter Spaßhaftigkeit.

„Noch einmal — ich tödte Dich, verwegener Mensch!“ rief Remi und trat mit drohenden Fäusten auf ihn zu. Er wurde um so wüthender, als er merkte, daß das Schreien des Tobias wirklich Leute herbeigelockt. Aber Tobias ließ sich in seinem guten Werke nicht stören, rief: „Aufgepaßt!“ und schoß die Pistole in den nächsten Grasplatz ab.

Jetzt öffneten zwei zitternde Hände ein Fenster, welches nach der Allee herab sah und ein fast weiß gewordener Kopf lehnte sich heraus, mit bebender Stimme rufend:

„Remi — Remi — mein Sohn!“

Es war Lotfahr.

Indem er rasch errieth, was unten zu dem Lärmen und Schusse Anlaß gegeben, wendete er sich jammernd wieder nach dem Zimmer zurück, um zu versuchen, ob er stark genug sei den Garten zu erreichen. . .

Siebentes Capitel.

Wiederfinden.

Eine Viertelstunde später saß Kilian Lotfahr mit seinem Sohne Remi allein auf einer Ruhebank zwischen den Bäumen der Allee.

Mit allen Gründen der Religion und der Vernunft, mit jenem herzerschütternden Nachdruck, der einer wohlwollenden Vaterstimme in solchen Momenten eigen ist, bekämpfte der Vater die tollen Verirrungen des Sohnes, welcher eben daran gewesen, um einer treulosen Verlobten willen und weil er eine äußere Stellung verloren, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mit Recht machte ihn Lothfahr aufmerksam, daß wenn sie sich zusammennehmen wollten, sie in genug günstigen Verhältnissen lebten, um fröhlichen Muths alle künstlichen Ehren dieser Welt entbehren zu können!

Remi schien dieser Ansicht noch immer nicht sein

zu können; sein todtbleiches wirres Haupt neigte sich tief gegen die Brust und die Arme hingen schlaff an ihm herunter. Erst als der Vater mit unsäglichem Kummer an die Tochter Burgei erinnerte und bemerkte: daß alle Freuden dieser Welt — auch die Freuden ihres Reichthums und ihrer Unabhängigkeit — null und nichtig, so lange Burgei nicht gefunden und ausgesöhnt sei: zuckte Remi zusammen und es schien, als ob er selbst so weit von seiner wilden Antipathie zurückgekommen sei, um einzusehen, zu welchem verdammenswerthen Acte gegen seine Schwester er gewaltsam gedrängt habe.

„Mein Kind verstoßen! In finsterer Nacht unter freien Himmel hinaus — allen Schrecken und Gefahren preisgegeben — es ist ein Brandmal für unser Haus und unsern Namen, für Dich und insbesondere für mich, das schlimmer gegen uns zeugen wird als Alles! .. O, meine grauen Haare werden, wo ich einen gutem Menschen begegne, gegen mich predigen und rufen: Seh't, dessen Haar die ehrwürdige Farbe des Alters trägt, er hat sein Kind verstoßen, sein gutes, tapferes, unschätzbares Töchterlein!“

Er wollte sich eben erheben, um die schon zu lange versäumten Anstalten zu treffen, sein Kind nach allen Richtungen suchen und wenn es gefunden worden, mit allem Gepränge nach Hause bringen zu lassen — als

ein leises Rauschen im Sande, von Fußtritten herrührend — in der Nähe vernommen wurde.

Lotfahr blickte auf — und — — o, ihr Heerschaaren des Himmels! — Burgei — noch in dem Traueranzuge der Nacht, gestützt auf die Schulter Otfrieds — lächelnd, wenn auch angegriffen und blaß — stand vor Vater und Bruder!

Lotfahr, der erst zu erstarren schien, dann aber mit jugendlicher Lebenskraft emporschnellte — warf beide Arme gegen Himmel — rief mit halberstickter Stimme den Namen seiner Tochter, stürzte vor ihr nieder — küßte ihr Kleid — „O meine Burgei!" — bedeckte ihre Hände mit Thränen und Küssen — „O bist Du mir wieder gekommen?" — sprang wieder auf, um mit innigster, väterlicher Zärtlichkeit ihren Hals zu umschlingen und unter Schluchzen und Lachen zu rufen:

„Burgei! Du hältst mich noch Deines Angesichts würdig? Freiwillig kommst Du unter das Dach zurück, von dem ich Dich — ein Rabenvater — verstoßen?"

„Weil Sie mein harter Vater nur einen Moment — mein guter Vater aber Zeit Lebens gewesen. Mein letzter Gedanke, als ich unter der uralten Eiche zusammenstürzte — und mein erster Gedanke, als ich heute in unserem frühern Pachthof erwachte — waren

Sie — und ich hatte keine Ruhe, bis ich kam, Sie zu sehen, mein theuerer Vater!"

Nach diesen mit himmlischer Sanftmuth gesprochenen Worten nahm Burgei den Arm ihres Vaters und sagte:

„Kennen Sie den Herrn nicht mehr?"

„Otfried!" rief Lotfahr plötzlich aus. „Sie hier? Sie wieder zurück?"

„Durch ihn, Vater, bin ich hinter die Geheimnisse des Verbrechens gekommen; er hat die Kunde davon aus dem Munde des sterbenden Vaters erhalten!" sagte Burgei.

„Und Du — Du bist der Heldenmund der Wahrheit gewesen und hast der Wahrheit die Ehre gegeben öffentlich vor aller Welt! .. Ja, mein Kind, indem ich Dich wieder habe, mich Dir anschließe, wächs't mir Geist und Muth und Alles war eitel, was ich erstrebet! .. Komm, laß' Dich nieder; ruhe ein wenig hier bei uns — und Herr Otfried — setzen Sie sich auch! .."

„Ja — zwischen Ihnen und dem Bruder will ich ruhen," sagte Burgei und ließ sich lächelnd zwischen Beiden nieder.

„Nun, Remi?" fragte sie, als der Bruder abgewandten Gesichtes seine Hand zum Gruße reichte. „Noch nicht getröstet? Muß Dich der eigene Vater beschämen?"

Da sich der Bruder nicht entschließen konnte, ein freundlicheres Zeichen von Entgegenkommen zu geben, sagte Burgei:

„Nun, Otfried — erzählen Sie selbst Ihr Abenteuer mit einem gewissen Herrn Braggen; und berichten Sie als Augenzeuge, daß dieser Herr, als Hußarenlieutenant, ein Rendezvous in unserm Hause mit Fräulein von Bergen hatte — trotz ihrer Verlobung mit meinem Bruder!"

Die Erzählung Otfrieds riß endlich den jungen Lotfahr aus seinem verbissenen Schmerz. Die Bestätigung, daß er schmählich hintergangen gewesen — besonders aber, daß der Buhle seiner Verlobten zugleich — der Hauptanstifter des Todes seiner Mutter gewesen, brachte ihn außer sich und er war jetzt ebenso geneigt, die ganze Schärfe seines Charakters gegen das Traumbild seiner künstlich erworbenen Existenz zu richten, als er vorher gegen die natürlichen und wahren Grundsätze seiner Schwester gekämpft.

„Nein, mein Bruder — man muß nicht immer von einer Leidenschaft in die andere fallen," sagte Burgei und zog den aufspringenden Bruder sanft an ihre Seite nieder. „Höre mich an, Bruder — höret mich an, Vater ... Als wir nach dem Unglück der armen Mutter zum ersten Male wieder zusammenkamen, sprach jedes

seinen Wunsch, seine Ansicht aus, daß Reichthum — Macht — und die stets bekannte Wahrheit der Uebel meiste verhindern könnten. Es war als horchte eine Schaar überirdischer Wesen, um diese Wünsche uns in Erfüllung gehen zu lassen. Sie, Vater, wurden mit Reichthum gesegnet; der Bruder erklomm' Stufe für Stufe äußere Ehrenposten; ich selbst — bekannte die Wahrheit und lebte in ewigem Zwiespalt mit der Welt . . . Nach Jahren aber stellte sich heraus, daß weder Ehrgeiz, noch Reichthum auf lobenswerthem Wege gehen, wenn sie nicht Hand in Hand mit der Wahrheit gehen... Seit Du die Wahrheit liebende Schwester Dir ferne gehalten, Bruder, folgte ein Fehltritt nach dem andern; seit Sie die Wahrheit liebende Tochter zur Seite stellten, Vater — aus Schwäche und Zärtlichkeit für die undankbare Welt — da war Ihr Fall bereitet und Ihr Leben fruchtlos. Was haben Sie hervorgebracht durch Ihr zahlloses Wohlthun und Sorgen? Die Armen sind arm geblieben und die reichgewordene Dienerschaft hat Sie in der ersten Stunde der Gefahr verlassen!.. Ich selbst, als alleinstehende Wahrheit, habe nicht überall nützen können, wie ich wollte. An der Hand des Reichthums oder äußerer Stellung wäre jedem meiner Schritte der Segen gefolgt. Wohlthätig erschüttert habe ich eine falsche, verbrecherische Welt nur einmal — gestern . . .

Laßt uns daher beisammen bleiben. Suche Du einen edleren Ehrgeiz zu befriedigen, Bruder; suchen Sie Ihren Reichthum besser zu verwerthen, Vater; wenn Euer Trachten das Lob der Wahrheit verdient und Ihr die Wahrheit hören wollt, so ist auch Burgei glücklich — denn sie wird von der Wahrheit nie lassen!"

„Schwester!" rief Remi bewegt.

„Tochter!" sagte Lotfahr und faßte zitternd ihre Hand.

„Laßt uns nun hinauf unter Dach gehen, Stärkung nehmen und dann Vieles ordnen — vor Allem Herrn Otfried noch Manches berichten lassen! . ."

Pferdehuf erklang vor dem Gartenthore; ein Reiter hielt in diesem Augenblicke, sprang ab, warf die Zügel einem Reitknechte zu und trat in den Garten; — es war der Graf von Starrenberg . . . .

Achtes Capitel.

Licht und Schatten.

Eine Stunde später war die Familie Lotfahr durch Otfried über das Schicksal der unvergeßlichen Brigitte bis auf einen Punkt, den nur Graf von Starrenberg kannte, ausführlich unterrichtet und die Mittheilung riß alle Wunden wieder schmerzlich auf.

Ohne Zweifel hätte die Mittheilung, daß die Lotfahr nicht auf dem Scheiterhaufen umgekommen, mildernd auf die Stimmung wirken müssen; allein nur so lange, als man nicht wußte, unter welchen betrübenden Umständen sie diesem Schicksale entgangen war; — die Nachricht über die Art ihres Todes und namentlich die Nachricht, daß die Verlassene von vier Verbrecherhänden unter einem Waldgebüsche flüchtig eingescharrt worden sei, hätten den Schmerz nur brennender gemacht.

Der Graf zog es vor, auf einem humanen Umweg

sein Ziel zu erreichen und führte im günstigen Augenblicke das Gespräch auf die schöne und erst kürzlich fertig gewordene Familiengruft Lotfahrs, die jetzt geweiht werden sollte, und wobei der Erinnerung der unschuldig Gestorbenen ein Act der Pietät gewidmet werden könnte. Jetzt, wo die Unschuld der Lotfahr glänzend an den Tag gekommen, stand auch von Seite der Kirche einer solchen Feier kein Hinderniß entgegen und der Graf befürwortete den Gedanken lebhaft.

Die Familie griff den Vorschlag dankend auf und freute sich der väterlichen Theilnahme des Grafen. Lotfahr wollte noch für einige symbolische Figuren und künstlerische Ausschmückung des dem Andenken seines Weibes gewidmeten Grabes sorgen und der Graf erbat sich die Erlaubniß, mit Rath und That beistehen zu dürfen.

Dies wurde ihm natürlich mit Freuden zugestanden und er übernahm es, alle Hindernisse zu beseitigen, welche dem rührenden Familienacte etwa entgegenstehen konnten.

Hiemit erhob sich Graf v. Starrenberg, nachdem er vorher noch seine große Befriedigung darüber ausgesprochen, daß er die Familie endlich, belehrt durch erschütternde Ereignisse, in Liebe und Eintracht beisammen getroffen.

„Wir werden künftig ein ganz anderes nachbarli-

ches Leben führen, sagte er: „Der Krieg hat das Schlimmste an meinem und Ihrem Hause gethan. Ich gehe nicht mehr in den Krieg und wünsche hier Zuflucht zu finden, wenn mir auf der Starrenburg die Stunden zu einsam werden . . . denn ich habe keine Kinder mehr . . .“

Schon an der Thüre drehte er sich noch einmal zu der ihn geleitenden Familie zurück und sagte lächelnd:

„Liebe Burgei — Sie sind mir noch eine große Wahrheit schuldig . . . Was soll aus dem Jünglinge künftig werden, der ungeachtet so großer Verdienste um Ihre Familie so bescheiden bei Seite steht?“

Er meinte Otfried.

Burgei erröthete tief und ließ den Kopf etwas sinken, doch war sie schnell gefaßt und erwiederte:

„Was hätte der Mund der Wahrheit vermocht ohne den Geist, der ihn mit Beweisen ausgestattet? Möge er nie mehr von mir weichen — eine treue Stütze für mich und meinen guten Vater!“ fuhr sie fort und zeigte eine Rührung, wie man sie nie zuvor an ihr gewahrt.

Sie führte Otfried unter innerem Schluchzen zu dem Vater vor und sagte mit ihm niederknieend:

„Vater — sieh' hier Deine Kinder!“

Lotfahr, dem Ueberraschung und Rührung das Wort beinah versagten — legte seine zitternden Hände auf das Haupt des Paares und sagte nach Pausen der Bewegung:

„Von Herzen meinen Segen!'

Graf v. Starrenberg trat hinzu und half der Burgei sich erheben.

„Meinen Segen und meine ganze Unterstützung auch!" sagte er: „Und den jungen Mann da will ich mit Ausstattung versehen — er hat fortan mich selbst zum Vater!"

Nachdem er dem vor Glück kaum sich fassenden Otfried herzlich die Hand geschüttelt, wendete er sich zum jungen Lotfahr und sagte:

„Ich hoffe, daß Sie im Kreise der Ihrigen bald ein frischeres Glück und einen zuverlässigeren Frieden finden als in der kleinen, von Unnatur schwellenden Residenz. Treiben Sie fleißig die gesunden Geschäfte eines väterlichen Oekonomen und treten Sie einst als unabhängiger Herr in den Besitz dieses Gutes! Das ist eine Laufbahn, die Tausende suchen, die aber nur wenigen zu Theil wird! . . . Nun Adjes für heute!"

Neuntes Capitel.

So enden sie.

Der Tag, an welchem die Weihe der Familiengruft stattfinden sollte, war herangekommen.

Trotzdem man von dem Vorhaben wenig hatte verlauten lassen, kam doch eine große Anzahl Menschen, um dem Acte beizuwohnen.

Die Feier war erhebend und herzbewegend.

Im ersten Grabe, bestimmt für die unglückliche Lotfahr, stand ein prachtvoller Sarg, welchen der Graf hatte hineinstellen lassen. Der Sarg war mit einem Lorbeerkranz und unzähligen Blumen geziert. Daß der Sarg die irdischen Reste der Brigitte Lotfahr barg, hatte der Graf Niemand als dem Priester vertraut, der ja seinen Segenspruch darnach einrichten mußte. Der Familie Lotfahr wollte er die Wahrheit erst gestehen, wenn sie etwas ruhiger geworden; denn hätte er erzählt, wie die

gerichtliche Commission die Leiche der Unglücklichen gefunden, wie sie sogar nach sprechenden Zeichen annahm — die Lotfahr sei während einer langen Ohnmacht, also lebend begraben worden — die stille rührende Feier wäre in einen Act herzzerreißenden, wilden, maßlosen Schmerzes verwandelt worden . . .

Graf von Starrenberg behielt also das schmerzliche Geheimniß vorläufig noch für sich, begleitete und tröstete die bewegte Familie noch bis nach Hause und eilte dann der Starrenberg zu, um den Gang des neuaufgenommenen Prozesses nun mit aller Kraft und Rücksichtslosigkeit zu betreiben.

Nicht weit von der Burg kam ihm sein Schloßamtmann eilig und zu Pferd entgegen und brachte ihm eine fast unglaublich klingende Nachricht.

Braggen hatte sich in seinem Gefängniß auf die schauderregendste Weise selbst um das Leben gebracht — und der Junker hatte auf eine bis jetzt unbekannte Weise die Flucht ergriffen.

Ein Brief des Junkers, der zurückgelassen war, lautete:

„Ich gehe, um freiwillig ein Ende meines Lebens zu suchen. Ich gehe in den Krieg — und wenn ich auch unter fremdem Namen falle, ich werde wenigstens meiner Ahnen würdig sterben. Vater — mein letztes Lebewohl! . .“

Der Graf starrte lange auf die Zeilen des Briefes, winkte dann dem Schloßamtmann, das angebotene Pferd selber zurückzureiten und ging gesenkten Hauptes, langsamen Schrittes und sprachlos den Berg hinauf . . . Er sprach auch den ganzen Tag keine Silbe mehr . . . .

Ende.